

CAPRI



JUNI 2010

ZEITSCHRIFT FÜR SCHWULE
GESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VOM SCHWULEN
MUSEUM BERLIN

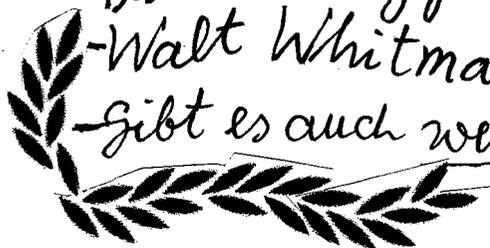
REDAKTION: MANFRED HERZER

c/o SCHWULES MUSEUM
MEHRINGDAMM 61
10961 BERLIN

E-Mail: m-herzer@arcor.de

INHALT:

- Bobrowski Buxtehude Jahann (Herzer) 2
- Eine homosexuelle Liebesarie in BWV 201 (Schwader) 7
- Historisch-kritische Homosexualität (Herzer) 13
- Bertz' Bekenntnis (Stahl) 21
- Binet-Valmer (Setz) 29
- Der androgynen Vorfahr (Bauer) 35
- Walt Whitmans Grasblätter (Stahl) 45
- Gibt es auch weniger schöne Dinge auf Capri? 48



Bobrowski Buxtehude Jahnn

Als es noch die DDR und Westberlin gab, erzählte mir ein schwuler Ostzonenflüchtling, dass der auch im Westen bekannte, 1965 erst 48-jährig in Ostberlin an einem Blinddarmdurchbruch gestorbene Dichter Johannes Bobrowski schwul gewesen sei; er habe als Alkoholiker im betrunkenen Zustand auf öffentlichen Pissoirs mit andern Männern sexuelle Entspannung gefunden. Damals hatte ich noch nichts von Bobrowski gelesen und kannte seinen Namen nur aus den Feuilletons der Zeitungen. Um so mehr interessierten mich aber die Lebensweisen der DDR-Schwulen und der sozusagen offizielle Umgang mit ihnen (Herzer 1990, Tatchell 1990, Eggert/Herzer 1990). So wurde mein Interesse an Leben und Werk Johannes Bobrowskis geweckt, nachdem ich das Gerücht gehört hatte, er sei auch *so* gewesen. Ich habe seither viele seiner Gedichte und Erzählungen, sowie einen seiner beiden Romane, *Litauische Claviere*, gelesen, muss aber gestehen, dass bei mir keine Liebe zu Bobrowskis Dichtungen aufgekommen ist. Gar kein Vergleich mit den auch von Bobrowski verehrten Genet, Jahnn, Kavafis! Zwar lernte ich die sozusagen anti-romantische Sachlichkeit und Nüchternheit bewundern, mit der er nicht nur Landschaften und Naturvorgänge, sondern auch Liebe und Hass, Freundschaft und Krieg schilderte, die unpathetische Strenge seiner Verse, aber die Sachen mancher seiner zeitgenössischen BerufskollegInnen wie Brecht, Grass, Hermlin, Christa Wolf oder Heiner Müller haben mich viel stärker beeindruckt.

Als ich Genaueres über das Gerücht vom schwulen Bobrowski erfahren wollte, musste ich die seltsame Erfahrung machen, dass diejenigen, die ich befragte, den Namen Bobrowski entweder noch nie gehört hatten, oder, wenn sie ihn kannten, es für unvorstellbar erklärten, dass der fromme Christ und Familienvater Bobrowski schwul gewesen sein könnte – unvorstellbar auch deshalb, weil im dichterischen Werk nicht die geringste Spur einer Auseinandersetzung mit der Homosexualität zu finden sei. Schließlich begann ich zu glauben, es habe sich bei der Erzählung des Ostzonenflüchtlings um die »widerwärtige«¹ Unart mancher

¹ Marcel Prousts heterosexueller Romanheld in *Le Temps retrouvé* empfindet es als widerwärtig (»odieux«), wenn sein schwuler Freund Monsieur de Charlus alle Welt ohne jeden Beweis für homosexuell hält und beispielsweise behauptet, der deutsche Kaiser habe eine homosexuelle Beziehung zu dem bulgarischen Zaren Ferdinand, was das Bündnis zwischen dem Kaiserreich und Bulgarien im Weltkrieg erkläre (Proust 2002, S. 141 f.) – Mit seinem Gedicht *Proust* (GW2,339), das von einer eigentlich undurchdringlichen Hermetik ist, soll Bobrowski nach Angabe des Kommentators auf den Abschluss seiner Lektüre von Band 4, *Sodom*

Schwuler gehandelt, »alle Welt ohne jeden Beweis« als homosexuell zu verdächtigen.

Dann aber riet mir meine Freundin Marita Keilson-Lauritz, die eine große Verehrerin der beiden Dichter Johannes Bobrowski und Hubert Fichte ist, mir des letzteren posthum erschienenen Buch *Die Geschichte der Empfindlichkeit Band III: Die zweite Schuld. Glossen* wegen Bobrowski anzuschauen. In dem Buch, das auf Wunsch des Autors wegen darin enthaltener Details über das Geschlechtsleben einiger Literaten erst lange nach seinem Tod erscheinen durfte, erzählt er von seiner Zeit als Stipendiat des Westberliner »Literarischen Colloquiums« in den Jahren 1963-1964 und von seiner Freundschaft mit Johannes Bobrowski, den er damals bei einer Dichterlesung in Westberlin kennenlernte (Fichte 2006, S. 282):

»Johannes Bobrowski kam zu einer Lesung nach Westberlin.

Er machte das blendend.

Er hatte den Charme eines Arbeiters, er war der Mann von der Straße, dazu Hans Henny Jahnn und Hagedorn und Buxtehude.

Und seine gefühlvollen kalkulierten Geschichten.

Jeder stand auf ihn.

Wir teilten uns das schmale Bett in der Pension Hirsch.

– Ich habe einen Auftrag übernommen.

Sonst hätten sie mich nicht übergelassen.

Wieviel Leute waren gestern beim Vortrag im Amerikahaus.

– Keine Ahnung

– Ich sage einfach dreißig.

– Und was noch?

– Nichts. Das ist alles.

– Sowas wollen die wissen.

Wir lachten.

Ich verstand es schon.

Eine Struktur besteht aus Größen in einer bestimmten Anordnung. Man kann etwas über ein Land erfahren, indem man mit Johannes Bobrowski schläft, oder indem man die Zahl der Besucher des Amerikahauses notiert.

Das Problem bleibt nur, wer liest die Berichte, wer ordnet sie ein und wer verwertet sie.

Und wenn sich alle so wenig Mühe geben wie Johannes.

Lieber blasen als singen?

Eine Riesenkonstruktion der Lüge.

Johannes lud mich nach Friedrichshagen ein.«

und Gomorra, des Romans *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* von Proust reagiert haben (GW5,390).

Und über die Besuche bei Familie Bobrowski in Friedrichshagen (Fichte 2006, S. 285 f.):

»Hatte ich ein Kapitel des ›Waisenhauses‹ ins Reine geschrieben, faltete ich es zusammen und schmuggelte es in der Westentasche nach Friedrichshagen, um es Johannes vorzulesen.

An den kreuzweisen Knicken im Manuskript konnte ich im Westen ablesen, was ich Johannes im Osten vorgelesen hatte.

Irgendwas Kleines, Gemeines sagte Bobrowski später zu Raddatz. Raddatz rapportierte es prompt.

Mich regte es nicht auf.

Literaten.

Ich nahm Raddatz ernster als Bobrowski

Ich mißtraute der Herzlichkeit, den tiefen Gefühlen in Friedrichshagen.

Wir spielten Hausmusik zusammen.

Buxtehude.

Antje Ellermann kam und blies Querflöte, ich Piccolo, Johannes Spinett und Irma fotografierte es alles.

Hinterher gab es mit Frau Johanna und den Kindern Blutwurst.

Oft saßen wir spät allein.

Wir sprachen über Jahn und Hagedorn.

Ich hatte Irma im Westen gelassen und Johanna war schon im Bett.

Zwei bisexuelle Literaten im geteilten Deutschland.

Mein Leben in Westberlin.

Der Bahnhof Zoo, Tiergarten, die Klappe am Savignyplatz, der Keller, das KZ².

Und hier Blutwurst, Spinett, Hagedorn und die Kinder und Johanna.

Ich kam mir vor, als betrüge ich Johanna.

Um Johanna sollte ich mir keine Gedanken machen.

Ich machte mir aber welche.

Ellinor Jahn.

Johanna Bobrowski.

Irma.

Ich.

Tiefe Gefühle, einfache Menschen, Herzlichkeit und der ganze Expressionismus.

Ich glaube kein Wort.«

Nicht sehr deutlich, aber doch deutlich genug erzählt Fichte hier von seiner Sex-Affäre mit dem »bisexuellen Literaten [Bobrowski] im geteilten Deutschland«.

Inzwischen hatte ich durch einen glücklichen Zufall jemanden kennengelernt, dessen Name hier nicht genannt werden soll und der einige Jahre mit Johannes Bobrowski befreundet war. Eine der ersten Fragen, die ich ihm stellte, betraf natürlich Bobrowskis gleichge-

schlechtliches Leben. Die Antwort war ein bisschen undeutlich und ging ungefähr so: Ja, an dem Gerücht von Bobrowskis Homosexualität ist ungefähr soviel wahr wie an entsprechenden Gerüchten über den Barock-Komponisten Dietrich Buxtehude und über Autoren des 20. Jahrhunderts wie Hans Henny Jahn, Thomas Mann, Bertolt Brecht oder Arnold Bronnen; zu dem komplexen Thema wäre allerdings noch sehr viel zu sagen.

Die Gespräche, die ich seither mit dem einstigen Freund Bobrowskis führen durfte, waren für mich die beste Fortbildungsveranstaltung in Bobrowskiologie, die ich mir nur wünschen konnte, so dass ich allmählich ahnte, was er meinte, wenn er Bobrowskis Homosexualität als ein komplexes Thema bezeichnete. Dabei spielte die Aufzählung der Dichter-Namen mit dem vorangestellten Komponisten-Namen Buxtehude eine gewisse Rolle.

Zunächst erhielt ich einen Hinweis auf den Schriftsteller Fritz J. Raddatz, der schon in den obigen Fichte-Zitaten auftauchte (»Irgendwas Kleines, Gemeines sagte Bobrowski später zu Raddatz. Raddatz rapportierte es prompt.«) und der 2003 in seinen Memoiren eine andere Version der Fichte-Bobrowski-Sex-Episode aufzeichnete:

»Der Anekdoten ranken sich gar viele um dies nicht ganz interpretierbare, nicht ganz greifbare Phänomen Gruppe 47. Die Liebesgeschichte zwischen der Bachmann und Celan ist bekannt. Weniger bekannt wohl die leidenschaftliche Affäre zwischen Johannes Bobrowski und Hubert Fichte, denen ich mein Zimmer leihen musste, da keiner von beiden eines für sich alleine hatte.« (Raddatz 2003, S. 367) Somit ist von zwei Quellen bestätigt, von Fichte selbst und von Raddatz, dass es irgendwann am Anfang der 1960er Jahre zu damals so genannten widernatürlichen Unzuchtshandlungen zwischen den beiden »bisexuellen Literaten« gekommen ist und dass der schwule Ostzonenflüchtling mir wohl doch kein Lügenmärchen à la M. de Charlus erzählt hat.

Doch zurück zu Buxtehude, der in der kleinen Liste der Dichternamen, die mir mein ungenannt bleibender Bobrowski-Freund vorlegte, irgendwie deplaziert wirkt. Bei den Schriftstellern auf der Liste ist eine homosexuelle Praxis (Jahn, Brecht, Bronnen) oder wenigstens eine homophile Praxis (Thomas Mann) relativ gut in einer umfangreichen Forschungsliteratur dokumentiert. Was aber den Komponisten und Organisten Dietrich Buxtehude (um 1637–1707) betrifft, so hatte ich mich bisher nur über die einschlägigen Erwähnungen in Hans Henny Jahns Roman *Fluss ohne Ufer* gewundert. Meine Versuche, den Wahrheitsgehalt in Jahns Buxtehude-Bild zu prüfen, gingen alle ins Leere, so dass ich eine Stelle wie die folgende ins Bereich der dichterischen Freiheit einordnete:

»Der große Dietrich Buxtehude, den ich in meinem Briefe erwähnt, habe seine schönsten Jugendjahre mit

² Weiter vorn, auf der Seite 93 wird das »KZ« erklärt, mit dem die Aufzählung Westberliner Schwulentreffpunkte der frühen 60er Jahren endet: »Kein Tuntenbarock. Alles duster und klamm. Das K.C. wurde K.Z. genannt. Über dem K.C. wohnte H.C. Artmann in einer Wohnung, die mit leeren Bierflaschen möbliert war.« Im Schwulenjargon hieß das Schöneberger Kleist-Casino (K.C.) damals also KZ.

politischen Zweideutigkeiten vertan; und seine tierhafte Liebe zu jungen Mitmenschen sei ebenso heidnisch gewesen wie die Mozarts. Er habe von Helsingör fliehen müssen, und die Ehe mit einer zänkischen Frau in Lübeck sei wahrscheinlich der einzige Ausweg gewesen, sein von Landesverrat und Sodomie beflecktes Leben zu retten.« (Jahn 1974, S. 676)

Die Forschungsliteratur zur Buxtehude-Biografie, zumal die, die Jahn zur Verfügung stand, ist sehr überschaubar. Sie umfasst, abgesehen von Lemmata in Nachschlagewerken wie MGG und ADB, eigentlich nur das Buxtehude-Kapitel in Philipp Spitta monumental Bach-Biografie (vgl. Spitta 1873, S. 251 ff.) sowie Wilhelm Stahls kleiner Arbeit von 1937, die die wenigen im 20. Jahrhundert neu entdeckten Quellen zu Buxtehudes Leben und Werk berücksichtigt. Aus beiden Werken geht hervor, dass es keinerlei Hinweise auf politische oder gar landesverräterische Betätigung Buxtehudes in Helsingör gibt, erst recht keinen Hinweis auf Sodomitisches. Was Jahns Roman-Protagonist als Buxtehudes Flucht nach Lübeck deutet, war nach übereinstimmender Ansicht der Musikhistoriker, die sich dazu äußerten, der Durchbruch zu einer glanzvollen Karriere auf einer »der angesehensten Organistenstellen in Deutschland« (Snyder 2007, S. 58; vgl. Spitta 1873, S. 253; Stahl 1937, S. 15 f.) Als 24-Jähriger wurde Buxtehude zum Organisten an der Lübecker Marienkirche ernannt und heiratete bald darauf nach dem damaligen Brauch die Tochter seines kurz zuvor verstorbenen Vorgängers, von der allein Jahn weiß, dass sie »zänkisch« gewesen sei. Der Jahn-Biograf J. Bürger bemüht sich vergeblich, des Dichters Motive für die »Spekulationen, Projektionen und Phantasien« über Buxtehudes unbekannte Lebensumstände zu erhellen; er glaubt, die Buxtehude-Fantasien, die Jahn 1951 sogar noch zum Exposé für ein leider nie vollendetes Theaterstück benutzte, sagen viel über den Dichter selbst aus, nichts aber über den Komponisten (Bürger 2008).

Ob Bobrowski seine Liebe zur Musik Buxtehudes erst durch Jahns Roman *Fluß ohne Ufer* entdeckte, oder ob er sie schon vorher kannte und verehrte, konnte ich nicht mit Sicherheit ermitteln. Gerhard Wolf (1971, S. 105) weiß zumindest, dass sich Bobrowski »seit seiner Jugend« mit »Renaissancemusik, Weisen des Frühbarock« befasst habe. Die dichterische Auseinandersetzung mit Buxtehudes Vita in – soweit ich sehe – zwei Gedichten und einer Erzählung scheint aber von der *Fluß-ohne-Ufer*-Lektüre inspiriert worden zu sein. Während die Gedichte (*Nänie*, GW1,101 und *Der Regenbogen*, GW2,206) das Thema Buxtehude mit verrätselten Metaphern und Naturbildern umschreiben, kann die kurze Erzählung *D.B.H.* (GW4,68 ff.) als Skizze zu einem Buxtehude-Porträt gedeutet werden, das man als Gegenentwurf zu Jahns schwulem und landesverräterischem Musikgenie verstehen könnte. Der Kommentator der Werkausgabe datiert die Niederschrift der Erzählung *D.B.H.* auf das Jahr 1963 (GW6,322), also mehr als zehn Jahre nachdem

Bobrowski nicht nur *Fluß ohne Ufer* gelesen hatte, sondern darin auch alle Erwähnungen Buxtehudes angestrichen hatte (Bukauskaite 2006, S. 326). Sodomie kommt in *D.B.H.* nicht vor, Buxtehudes Gattin wird zweimal erwähnt, ob sie »zänkisch« ist oder friedfertig, bleibt offen. Stattdessen geht es um die Einstudierung oder Aufführung von Buxtehudes Kantate Nr. 31 *Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn* für eine Bassstimme, eine Tenorstimme, zwei Geigen und drei Gamben.

Am Schluss aber doch noch eine seltsame, antifeministische Sex-Metapher, mit der Bobrowskis Buxtehude dem jungen Orgelschüler Bruhns erklärt, worauf es beim Orgelspiel ankommt; die Frau ist eine Orgel und der Mann bringt sie mit seiner Kunst zum Klingen: »Du wirst über den Orgeln liegen wie über Weibern, dich aufrichten über den Orgeln wie über Weibern.« (GW4,72) Das vollkommene Orgelspiel als Imitation des heterosexuellen Koitus? Und die Frau ein seelenloser Mechanismus, *L'homme machine*, den der Herr Organist mit dem göttlichen Funken seiner Kunst beglückt?

Vielleicht gehört hierher, um eine untergründige Verbindung Bobrowski-Jahn offenzulegen, die Mitteilung des Kommentators, dass Bobrowski die erwähnte Kantate Nr. 31 aus der Buxtehude-Ausgabe kannte, die Hans Henny Jahn in seinem eigenen Ugrino-Verlag herausgebracht hatte; Bobrowski war von dieser Kantate so beeindruckt, dass er sich von ihrem Hauptstück »eigenhändig eine Fassung für das Clavichord« anfertigte (GW6,328). Bobrowski und Jahn sind sich nie begegnet. Bobrowski hat vermutlich Jahns Werk über die Zeitschrift *Sinn und Form* entdeckt, die unter der Redaktion von Peter Huchel zahlreiche Arbeiten von Jahn veröffentlichte.

Die eingangs erwähnte Ansicht, dass in Bobrowskis dichterischem Werk keine Spur einer Auseinandersetzung mit seiner Homosexualität zu finden sei, muss aber dennoch korrigiert werden. Lange nach Bobrowskis Tod erschien 1977 in Ostberlin die Gedichtsammlung *Literarisches Klima. Ganz neue Xenien, doppelte Ausführung* zu der Dittberner (2005, S. 69) bemerkt: »Bobrowski hat seine Xenien gelegentlich, in Distanz und in Reaktion auf das offizielle und öffentliche literarische Leben, geschrieben und trug sie manchmal Freunden oder in feuchtfröher Runde vor, so dass sie als beflügeltes Ondit in die Welt kamen und dort durchaus wirkten«, nichts weiter als ein »Privatvergnügen«. Eine Xenie ist aber anders als die andern und lohnt für den vorliegenden Zweck eine nähere Betrachtung:

»Inquisition

Fragt ihn, ihr Herren, wer sind des Jahrhunderts bedeutendste Dichter? / Sagt er: Kavafis, Genet, Trakl und Hans Henny Jahn, / liegt es doch nah, auf besondere Neigungen bei dem Befragten / freundlich zu

schließen; doch was, wenn er nun kein Päderast?«
(GW1,240)

Ich vermute, Bobrowski reflektiert in diesem formal zwar perfekt konstruierten, aber in der Aussage irgendwie läppischen Vierzeiler die trotz aller angstvoller Heimlichtuerei erlittenen Erfahrungen der Ächtung und Verachtung, die ihm als gut getarnte *closet queen* nicht erspart geblieben sein werden. Normalerweise verbindet man mit dem Wort Inquisition spätmittelalterlich-katholische Untersuchungen gegen Ketzer und Hexen, die die Vollstrecker der Kirchengerichtsbarkeit grausam folterten und mit Feuer, Schwert u. dergl. töteten. Wenn Bobrowski die »Herren«, die jemanden für einen Päderasten halten, weil er vier namentlich genannte Dichter für die Bedeutendsten hält, als Inquisitoren etikettiert und ihnen völlig zutreffend entgegenhält, dass der literarische Geschmack keinen Schluss auf den sexuellen zulässt, dann wirkt dies einerseits trivial, weil platt offensichtlich (wer glaubt denn, dass nur Schwule Genet usw. lesen und lieben!), zum andern ist die Szene derart unreal (Herren fragen einen Herrn nach seinem literarischen Geschmack und schließen aus seinen Antworten auf Päderastie), dass man als Hintergrund oder »Subtext« eine wirklich inquisitorische Verfolgungserfahrung vermuten kann, die Bobrowski aber nicht im realistischen Klartext zur Sprache zu bringen wagt. Vielleicht aber kommt in den Versen die leicht hysterische Überängstlichkeit des getarnten Schwulen zum Ausdruck, bei dem schon die harmlose Frage: Sie lieben Genet und Kavafis? einen Anfall von Enttarnungs-Panik auslöst. Womöglich würde es den Hintergrund des merkwürdigen »Inquisition«-Gedichts ein wenig erhellen, wenn man sich die Aufzeichnungen der DDR-Geheimpolizei, von der BRD-Geheimpolizei ganz zu schweigen, über Bobrowski ansieht. Immerhin zitiert Fichte ihn mit den Worten: »Ich habe einen Auftrag übernommen. Sonst hätten sie mich nicht rübergelassen.« (Fichte 2006, S. 282), und in der Zeit des Kalten Krieges gehörte es zu den Propagandaklischees, dass der dekadente Imperialismus die Jugend in der DDR mit Pornografie³, Drogen und Perversitäten demoralisieren wolle, während die »Moralische Aufrüstung« in der BRD sich umgekehrt wegen sowjetzonaler Infiltration mittels sexueller Laster und Sittlichkeitsverbrechen aller Arten um die jungen Menschen im Westen sorgte. Schwule galten zudem als erpressbar und schwule Spione standen in der Gefahr, vom Geheimdienst der jeweils anderen Seite umgedreht zu werden usw. Bobrowskis Stasi-Akte könnte hier vielleicht etwas mehr Klarheit bringen.

³ Anfangs waren die Übersetzungen der Romane Genets im Westen verboten, im Osten blieben sie bis zuletzt verboten. Erst 1989 erschien im Verlag Volk und Welt das *Tagebuch eines Diebes*. Fichte musste die Genet-Romane, die er Bobrowski als Geschenke mitbrachte (Bukauskaite 2006, S. 205) unter der Kleidung versteckt nach Friedrichshagen einschmuggeln.

Der Jahn-Biograf Freeman illustriert das Thema »Schwule im Kalten Krieg« recht anschaulich, wenn er über Jahns Tätigkeit als Erbauer der neuen Orgel im Rummelsburger Gebäude des DDR-Rundfunks berichtet: »Natürlich gab es im Westen Leute, die Jahns ständige Reisen in die DDR verdächtig fanden. Die Briefe und Dokumente mit Listen von Orgelmaßen, die er hin und zurück über die Grenze schickte, konnten ein Code sein – vielleicht war er ein Agent? Seine ökonomischen Verhältnisse, seine ambivalente Haltung gegenüber dem Westen und seine sexuelle Orientierung ließen ihn als ein geeignetes Objekt für Bestechung oder Erpressung erscheinen.« (Freeman 1986, S. 597) Quellen werden hierzu nicht genannt, nur Jahns Ostberliner Freund Peter Huchel wird zitiert, er habe solche Spekulationen für absurd gehalten (vgl. ebd.)

* * *

An dieser Stelle hielt ich meinen Bobrowski-Aufsatz für beendet und schickte ihn meiner oben erwähnten Freundin, nicht bloß aus Dankbarkeit für den Hinweis auf Fichtes Buch. Sie antwortete mir, es sei schade, dass sich mir die außerordentliche poetische Qualität der Bobrowskischen Sprache nicht erschließe, dass aber das Eingeständnis dieses Unvermögens immerhin ehrlich sei. Dann schickte sie mir eines ihrer »Lieblingsgedichte« aus Bobrowskis erstem in der DDR erschienenem Gedichtband *Sarmatische Zeit*, und ich muss sagen, dass ich das Gedicht nicht nur schön finde, ich entdeckte darin noch weitere Homosexualitätsspuren:

Absage

Feuer,

aus Blut die Lockung:

der schöne Mensch. Und wie Schlaf

das Vergangene, Träume

an Flüssen hinab,

auf den Wassern,

segellos, in der Strömung.

Ebenen – die verlorenen

Dörfer, der Wälder Rand.

Und ein dünner Rauch

in den Lüften,

steil.

Einst,

wulstigen Munds, Perkun

kam, eine Feder im Bart,

kam in der Hufspur des Elchs,

der Stotterer kam,

fuhr auf den Strömen, Finsternis

zog er, ein Fischernetz, nach.

Dort

war ich. In alter Zeit.

Neues hat nie begonnen. Ich bin ein Mann,

mit seinem Weibe ein Leib,

der seine Kinder aufzieht

für eine Zeit ohne Angst.» (GW1,73)

Eine der vielleicht unendlich vielen möglichen Lesarten dieses Gedichts könnte der Frage nachgehen, ob es nicht um die nun bekannte Bobrowskische Bisexualität geht, um das poetische Protokoll eines lebenslänglichen Kampfes um oder gegen »die Lockung«, die »der schöne Mensch« auf ihn, speziell auf sein feuriges Blut ausübt. Wird in der ersten Strophe noch offen gelassen, ob es die Schönheit eines Mannes oder eine Frau ist, die das Blut in Feuer verwandelt, so erfährt man, nachdem im Telegrammstil Naturbilder (Träume, Flüsse, Wasser, die Strömung, Ebenen, Dörfer, der Waldrand, Rauch) angedeutet wurden: der schöne Mensch ist ein Mann. Er hat einen Namen, »Perkun«, und ein Gesicht mit wulstigem Mund und Bart. Der schöne Mensch ist zudem »der Stotterer«. Bobrowski selbst erläutert die Wahl dieses Namens Perkun streng mythologisch-politisch: Perkun ist eine pruzzische Gottheit und soll »an das vom Deutschen Ritterorden ausgerottete Volk der Puzzen« erinnern (GW1,286). Zum schönen Menschen kennt der Herausgeber eine mündliche Mitteilung Bobrowskis: »Damit sei der »rote« (aus Blut die Lockung), der zukünftige Mensch im Kommunismus gemeint« (GW5,76). Perkun wäre dann nicht der schöne Mensch einer Gegenwart oder kommunistischen Zukunft, sondern eine Gottheit eines längst ausgerotteten Volkes. Andererseits ist Perkun wiederum keine Gottheit, sondern einer weiteren mündlichen Überlieferung gemäß »ein freudiger Bursche, ständig aufgeregt, deshalb auch der Stotterer (Bobrowski mündlich zu Vandenbroeck)« (GW5,76). Ein freudiger Bursche der in seiner Schönheit an einen Gott erinnert?

Gewiss ist eine politisch-mythologische Deutung des Gedichts schlüssig und legitim, zumal sie sich auf Äußerungen des Dichters stützen kann und die letzten beiden Zeilen von der Hoffnung auf »eine Zeit ohne Angst«, also eine Zeit ohne von deutschen Imperialisten verursachte Kriege und Völkermorde sprechen, deren Opfer immer wieder die Bevölkerung von »Osteuropa zwischen der Weichsel und der Wolga und dem Kaspischen Meer« (GW5,16) gewesen ist.

Eine andere Deutung, die der politischen nicht entgegensteht, könnte von der Betrachtung des Sexuellen ausgehen, von der »Lockung«, die von dem schönen Menschen ausging, die das »Blut« des Dichters wie »Feuer« brennen lässt.

Bis auf die letzten vier Zeilen, wo erstmals ein »Ich« spricht, wird im ganzen Gedicht »das Vergangene«, das sich »In alter Zeit« zutrug, heraufbeschworen, die sarmatische Landschaft, in der das Ich, »ein Mann«, der Lockung des schönen Menschen erlegen ist. Der bärtige Mann hat zwar den Namen eines pruzzischen Gottes, dieser Name ist aber zugleich ein ziemlich häufiger Familienname, seltener Perkun geschrieben, meist Perkuhn. Man könnte die ersten drei Strophen als Evokation eines konkreten schwulen Liebeserlebnisses verstehen, wobei offen bleibt, ob Perkun dem Dichter eine »Absage« erteilt hat oder ob es eine

glückliche Liebe gewesen ist. (Der Gedichttitel »Absage« kann sich auch darauf beziehen, dass es das letzte Gedicht in der »Sarmatischen Zeit« ist; das erste Gedicht trägt den Titel »Anruf«.)

Der verrätselte Bericht von der Begegnung mit dem schönen Perkun endet jedenfalls mit der Feststellung, dass dies alles sich in »alter Zeit« zugetragen habe, dass aber der Männersex der alten Zeit keineswegs nur noch »Träume an Flüssen hinab« gewesen ist: »Neues hat nie begonnen. Ich bin ein Mann« – immer noch nachdem er »mit seinem Weibe« ganz alttestamentlich »ein Leib« geworden ist und eine Mehrzahl von Kindern gezeugt hat: ein bisexueller Literat im geteilten Deutschland, der auf eine Zeit ohne Angst hofft und deshalb, anders als Fichte, Raddatz und die vielen anderen Tunten auf der anderen Seite der Zonengrenze geblieben ist.

Literatur

- Bobrowski**, Johannes (1987-1999): Gesammelte Werke in sechs Bänden. Berlin (DDR) & Stuttgart. (Zitiert als: GW, Bandzahl, Seitenzahl)
- Bürger**, Jan (2008): Planetenklänge. Der Komponist Dietrich Buxtehude im Weltbild des Schriftstellers Hans Henny Jahn, in: Neue Zürcher Zeitung, 5.1.2008
- Bukauskaite**, Dalia (2006): Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski. Trier.
- Dittberner**, Hugo (2005): Bobrowskis Urteilssprüche, in: Text + Kritik, Nr. 165, S. 67 ff.
- Eggert**, Michael & Manfred Herzer (1990): Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972/73. Ein Interview, in: Capri Jg. 3, Nr. 2, S. 38 ff.
- Fichte**, Hubert (2006): Die Geschichte der Empfindlichkeit. Band III: Die zweite Schuld. Glossen. Hrsg. von Ronald Kay. Frankfurt a.M.
- Freeman**, Thomas (1986): Hans Henny Jahn. Eine Biographie. Deutsch von Maria Poelchau. Hamburg.
- Herzer**, Manfred (1990): Ludwig Renn – ein schwuler kommunistischer Schriftsteller im Zeitalter des Hochstalinismus, in: Capri Jg 3, Nr. 4, S. 27 ff.
- Jahn**, Hans Henny (1974, zuerst 1949-51): Fluss ohne Ufer, in: Jahn: Werke und Tagebücher in sieben Bänden. Band 2. Hamburg
- Proust**, Marcel (2002): Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. 7. Die wiedergefundene Zeit. Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens; revidiert von Luzius Keller. Frankfurt a.M.
- Raddatz**, Fritz J. (2003): Unruhestifter. Erinnerungen. München.
- Snyder**, Kerala J. (2007): Dietrich Buxtehude. Leben, Werk, Aufführungspraxis. Übersetzt von Hans-Joachim Schulze. 2. Aufl. Kassel u.a.
- Spitta**, Philipp (1873): Johann Sebastian Bach. Band 1. Leipzig.
- Stahl**, Wilhelm (1937): Dietrich Buxtehude. Kassel.
- Tatchell**, Peter (1990): Ten Gay Days That Shook East Berlin. Eine wahre Geschichte, in: Capri Jg. 3, Nr. 2, S. 27 ff.
- Wolf**, Gerhard (1971): Beschreibung eines Zimmers. 15 Kapitel über Johannes Bobrowski. Berlin (DDR).

Eine homoerotische Liebesarie in J. S. Bachs Kantate »Der Streit zwischen Phoebus und Pan«

Manche Kantatentexte Johann Sebastian Bachs kommen dem heutigen Hörer fremdartig vor, da die Texte meist zu sehr ihrer Zeit und dem Anlass ihrer Entstehung verhaftet sind.¹ Mit großer Akribie wird deshalb in der Bachforschung die Bedeutung kirchlicher Kantatentexte zu erklären versucht und fast jedes Wort auf seinen theologischen Gehalt hin überprüft; manche Forscher sehen in ihnen sogar ein direktes Abbild der Bachschen Frömmigkeit und Geisteshaltung.² Schwieriger scheint die Interpretation weltlicher Texte zu sein, da sie teilweise auf lokale Gegebenheiten und Ereignisse anspielen, die heute nur noch schwer nachvollziehbar sind. Vielfach basieren die Texte auch auf antiken Sagen und Mythen, die dem Verständnis im Wege stehen. Zwar gibt es auch zu einzelnen weltlichen Kantaten ausführliche Untersuchungen,³ doch

scheint das im 19. Jahrhundert entstandene theologisch geprägte Bachbild eine genauere Analyse zu behindern.⁴ Dabei führt gerade die nähere Beschäftigung mit den mythologischen Hintergründen mitunter zu interessanten Beobachtungen.

DIE ENTSTEHUNG DER KANTATE BWV 201

In Johann Sebastian Bachs Drama per Musica *Der Streit zwischen Phoebus und Pan*⁵ BWV 201 wird der sagenhafte Musikwettstreit zwischen den griechischen Göttern Phoebus Apollo, dem Konstrukteur der Kithara, und Pan, dem Erfinder der nach ihm benannten Flöte, geschildert. Den Text zu diesem Werk schrieb der Leipziger Oberpostcommissarius und Gelegenheitsdichter Christian Friedrich Henrici, genannt Picander, der das Libretto im Jahre 1732 veröffentlichte.⁶ Der konkrete Anlass für die Entstehung dieser knapp einstündigen Kantate ist unbekannt. C. L. Hilgenfeldt gibt in seiner Bachbiografie aus dem Jahre 1850 an, dass die Kantate vermutlich 1725 für den sächsischen Hof geschrieben wurde.⁷ Aus den Papier- und Schriftmerkmalen der Partitur und Stimmen ergibt sich allerdings, dass die Kantate erst im Herbst 1729 entstanden sein dürfte.⁸ Klaus Häfner vermutet, dass BWV 201

¹ Zur Problematik Bachscher Kantatentexte vgl. Hans Joachim Kreutzer, *Johann Sebastian Bach und das literarische Leipzig der Aufklärung*, in: Bach-Jahrbuch 1991, S. 7 ff., insbesondere S. 7 f. Das »Unerfreuliche des Textes« Bachscher Kantaten führte sogar zu Umdichtungen, damit die Musik Bachs durch »Abstreifung von für die Gegenwart schwer erträglichen Teilen des Textes« erst richtig zur Geltung komme (Waldemar Voigt, *Eine Umdichtung des »Zufriedengestellten Aeolus«*, in: Bach-Jahrbuch 1915, S. 146 ff., hier S. 146).

² »Da Bach als Thomaskantor in erster Linie Kirchenmusiker war, ist anzunehmen, daß auch bei ihm das Wort die zeitgemäße hohe Rangstellung eingenommen hat, daß ihm die Textgestaltung seiner Vokalwerke ein hohes Anliegen war und daß er sich deshalb mit der reichen mystischen Metaphorik seiner Texte identifiziert hat.« (Lucia Haselböck, *Du hast mir mein Herz genommen: Sinnbilder und Mystik im Vokalwerk von Johann Sebastian Bach*, Wien 1989, S. 19). Eine kleine Auswahl weiterer Arbeiten zu diesem Thema: *Bach als Ausleger der Bibel: Theologische und musikwissenschaftliche Studien zum Werk Johann Sebastian Bachs*, hrsg. v. Martin Petzoldt, Berlin-Göttingen 1985; Alfred Dürr, *Bachs Kantatentexte: Probleme und Aufgaben der Forschung*, in: Ders., *Im Mittelpunkt Bach: Ausgewählte Aufsätze und Vorträge*, Kassel etc. 1988, S. 167 ff.; *Bulletin 1: Sinnbildlichkeit in Text und Musik bei Johann Sebastian Bach: Die Referate des Symposiums Heidelberg 1987*, hrsg. v. Renate Steiger, Heidelberg 1988; Martin Petzoldt, »*Texte zur Leipziger Kirchen-Music*«, Wiesbaden 1993; Gottfried Simpfendorfer, »*Jesu, ach so komm zu mir*«: *Johann Sebastian Bachs Frömmigkeit im Spiegel seiner Kantaten*, Berlin, New York 1994; Meinrad Walter, *Musik-Sprache des Glaubens: Zum geistlichen Vokalwerk Johann Sebastian Bachs*, Frankfurt a.M. 1994.

³ Werner Neumann, *Johann Sebastian Bachs »Rittergutkantaten« BWV 30a und 212*, in: Bach-Jahrbuch 1972, S. 76-90; Hans-Joachim Schulze, *Ey! Wie schmeckt der Coffee süße: Johann Sebastian Bachs Kaffee-Kantate in ihrer Zeit*, 2. Aufl., Leipzig 1987; Henry F. Fullenwider, *Zur Bildlichkeit*

von Picanders Text zu Bachs weltlichen Kantaten BWV 205 und 205a, in: Die Musikforschung 43 (1990), S. 30-40; Martin Geck, *Spuren eines Einzelgängers: Die »Bauernkantate« oder vom unergründlichen Humor der Picander und Bach*, in: Neue Zs. f. Musik 153 (1992), S. 24-29.

⁴ Zur Problematik der weltlichen Kantaten Bachs in der heutigen Zeit vgl. Christoph Wolff, *Bachs weltliche Kantaten: Repertoire und Kontext*, in: Die Welt der Bach-Kantaten, hrsg. v. Christoph Wolff, Bd. 2: Johann Sebastian Bachs weltliche Kantaten, Stuttgart etc. 1997, S. 13-31.

⁵ Johann Sebastian Bach, *Neue Ausgabe sämtlicher Werke*, Serie I, Bd. 40, hrsg. v. Werner Neumann, Kassel etc. 1969 (= NBA I/40), S. 119 ff. Zur Einführung vgl. Alfred Dürr, *Die Kantaten von Johann Sebastian Bach. Mit ihren Texten*, Bd. 2, 5. überarbeit. Aufl., München etc. 1985, S. 984 ff.

⁶ Christian Friedrich Henrici, genannt Picander, *Ernst-Schertzhafte und Satyrische Gedichte*, Teil III, Leipzig 1732, S. 501ff. (Faksimile in Werner Neumann: *Krit. Bericht zu NBA I/40*, Kassel etc. 1970, S. 222-225; Werner Neumann, *Sämtliche von Johann Sebastian Bach vertonte Texte*, Leipzig 1974, S. 346 f).

⁷ C. L. Hilgenfeldt, *Johann Sebastian Bach's Leben, Wirken und Werke*, unveränd. Nachdruck d. Ausgabe v. 1850, Hilversum 1965, S. 107.

⁸ Alfred Dürr, *Zur Chronologie der Leipziger Vokalwerke J. S. Bachs*, 2. Aufl., mit Anmerkungen u. Nachträgen versehener Nachdruck aus Bach-Jahrbuch 1957, Kassel etc. 1976, S. 100, 169; Andreas Glöckner, *Neuerkenntnisse zu Johann Sebastian Bachs Aufführungskalender zwischen 1729 und*

zusammen mit zwei anderen, ähnlich umfangreichen Kantaten, von denen sich nur die Texte Picanders erhalten haben, eine Art Trilogie bildete, mit der Bach seine Übernahme der Leitung des Collegium Musicums im Frühjahr 1729 eröffnete.⁹

Zwei weitere Aufführungen der Kantate zu Bachs Lebzeiten lassen sich nachweisen: die erste, in der zweiten Hälfte der 1730er Jahre,¹⁰ war vielleicht eine Reaktion Bachs auf die Angriffe gegen seine Musik durch Johann Adolph Scheibe im Jahre 1737.¹¹ Anlass für die Aufführung von 1749 und der damit verbundenen Textänderung des letzten Rezitativs dürfte der Streit über den Freiburger Rektor Biedermann gewesen sein, der in seinem Schulprogramm zu beweisen versuchte, dass eine intensive Musikpflege für die Jugend schädlich sei.¹² Vielleicht spielte Bach durch die Änderung des Rezitativs aber auch auf die am 8. Juni 1749 vollzogene Kantoratsprobe des vom Grafen Heinrich von Brühl protegierten Gottlob Harrers an.¹³

DER MYTHOLOGISCHE HINTERGRUND DER PHOEBUS-ARIE

Es ist anzunehmen, dass es Bach in der Kantate BWV 201 nicht so sehr auf ein getreues Abbild der antiken Sage von Phoebus und Pan ankam, sondern er diese benutzte, um den damals aktuellen Konflikt zwischen dem »kunstvollen, gebundenen, ernsten und dem leichten, blos gefälligen Stil«¹⁴ darzustellen; er ergreift hier in Gestalt des Phoebus das Wort in eigener Sache, um für seine hohen Ansprüche in der Musik zu kämpfen. Die Kantate und vor allem die Arie des Phoebus fand deshalb in der Bachforschung besondere Beachtung. Philipp Spitta schrieb, dass sich Bach musikalisch «in der wunderschönen und mit ersichtlicher

Hingabe geschriebenen H moll Arie selbst abbildet».¹⁵ Ihr Text lautet:

Mit Verlangen / Drück ich deine zarte Wangen, /
Holder, schöner Hyacinth. / Und dein Augen küß ich
gerne, / Weil sie meine Morgen-Sterne / Und der See-
le Sonne sind.¹⁶

Die Phoebus-Arie ist vermutlich die erste eindeutig homoerotische Liebesarie der Musikgeschichte.¹⁷ Die besondere Wertschätzung, die sie in Fachkreisen genießt, ließe sich durch zahlreiche Zitate belegen.¹⁸ Trotzdem gehen fast alle Autoren, die über diese Kantate etwas geschrieben haben, stillschweigend über den homoerotischen Inhalt der Arie hinweg und beschränken sich auf eine musikalische Analyse, denn es scheint nicht so recht zum traditionellen Bachbild zu passen, dass der Meister ausgerechnet in einer Arie, mit der er sein künstlerisches Credo ablegt, eine gleichgeschlechtliche Liebesbeziehung schildert.

Um den mythologischen Hintergrund der Arie zu verstehen, hätte ein Besucher der Bach'schen Aufführungen vielleicht das im Jahre 1724 in Leipzig erschienene *Gründliche Lexicon Mythologicum* von Benjamin Hederich benutzt. Dort steht geschrieben:

»HYACINTHVS [...] war ein ungemein schöner Knabe, daher nicht nur Thamyris zuerst mit ihm eine Art der Liebe ausgedacht, so wider die Natur selbst ist [...], sondern Zephyrus und Apollo sich auch zugleich in ihn verliebten. Weil aber letzterer mehr, als ersterer, von ihm geachtet worden, verdroß es jenen, daher er, als beyde dereinst mit dem Disco exercirten, und Apollo diesen in die Höhe warf, bließ ihn Zephyrus dem Hyacintho dermassen auf den Kopf, daß er alsofort liegen blieb, worauf denn Apollo zwar den Zephyrum alleweile mit seinen Pfeilen verfolgte, den Hyacinthum aber in eine Blume seines Namens verwandelte.«¹⁹

1735, in: Bach-Jahrbuch 1981, S. 43 ff., hier S. 47 f; Bach-Compendium, Bd. 1, Teil 4, hrsg. v. Hans-Joachim Schulze u. Christoph Wolff, Leipzig 1989, S. 1617.

⁹ Klaus Häfner, *Aspekte des Parodieverfahrens bei Johann Sebastian Bach*, Laaber 1987, S. 511. Werner Neumann vermutet in seinem *Krit. Bericht zu NBA I/40*, S. 136 f., ebenfalls einen Zusammenhang mit dem Bachschen Collegium Musicum.

¹⁰ Yoshitake Kobayashi, *Zur Chronologie der Spätwerke Johann Sebastian Bachs: Kompositions- und Aufführungstätigkeit von 1736 bis 1750*, in: Bach-Jahrbuch 1988, S. 7 ff., hier S. 37 f.

¹¹ Philipp Spitta, *Joh. Seb. Bach*, Bd. 2, 2. unveränd. Aufl., Leipzig 1916 (= Spitta II), S. 476 ff.

¹² Kobayashi, *Zur Chronologie der Spätwerke*, S. 64; S. W. Dehn, *Johann Sebastian Bach als Polemiker*, in: Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte 1 (1856), S. 86-89. Zur Textänderung vgl. Neumann, *Krit. Bericht zu NBA I/40*, S. 136, 229 (Faksimile des Textheftes von 1749).

¹³ Christine Fröde, *Zu einer Kritik des Thomanerchores von 1749*, in: Bach-Jahrbuch 1984, S. 53-58, hier S. 57 f.

¹⁴ Spitta II, S. 476.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Neumann, *Sämtliche von Johann Sebastian Bach vertonte Texte*, S. 219, 346 (Faksimile).

¹⁷ Zur Behandlung der Homoerotik in der Musik und insbesondere in der Oper vgl. Bruce-Michael Gelbert, *Opera*, in: *Encyclopedia of homosexuality*, ed. by Wayne R. Dynes, Vol. 2, New York-London 1990, S. 920ff.; Dominique Fernandez, *Der Raub des Ganymed*, Freiburg 1992, S. 196 ff.; Frederick W. Sternfeld, *The birth of opera*, Oxford 1993, S. 18 ff.

¹⁸ Eine kleine Auswahl: Albert Schweitzer, *J. S. Bach*, 44.-49. Tsd, Leipzig 1951, S. 609; Robert L. Marshall, *Bach the Progressive: Observations on His Later Works*, in: *The Musical Quarterly* 62 (1976), S. 313 ff., hier S. 332; Alberto Basso, *Jean Sébastien Bach*, Bd. 2: 1723-1750, traduit de l'italien par Hélène Pasquier, Paris 1984, S. 713 f.; Piero Buscaroli, *Bach*, 2. ed., Milano 1988, S. 797; W. Murray Young, *The Cantatas of J. S. Bach: An analytical Guide*, Jefferson-London 1989, S. 258.

¹⁹ Benjamin Hederich, *Gründliches Lexicon Mythologicum ...*, Leipzig 1724, Sp. 1051. In den antiken Quellen gibt es neben dieser noch weitere Varianten der Liebesgeschichte zwischen Apollo und Hyazinth (vgl. hierzu Alfred Orel, *Zu diesem Band*, in: Wolfgang Amadeus Mozart, *Neue Ausgabe*

Das antike Griechenland gilt wegen seiner scheinbar offenen Einstellung gegenüber mann-männlicher Liebe gelegentlich als Idealbild sexueller Freizügigkeit und die Antikenforschung hatte lange Zeit große Schwierigkeiten, das Phänomen der griechischen Knabenliebe richtig einzuordnen.²⁰ In Griechenland gab es nur eine gesellschaftlich akzeptierte Form gleichgeschlechtlicher Beziehungen, nämlich diejenige zwischen einem Älteren, dem zwischen 20 und 30 Jahre alten »erastes«, und einem Jüngeren, dem zwischen 12 und 20 Jahre alten »eromenos«. Der jüngere eromenos musste sich jedes Vergnügens am Sexualakt entsagen. Die Beziehung zwischen erastes und eromenos galt als Vorbereitung auf die Heterosexualität, als ein Vorspiel zur Ehe; der Jüngere wurde durch den Älteren ins Erwachsenenleben eingeführt. Homosexualität im Sinne einer persönlichen, freien Beziehung zwischen zwei erwachsenen Männern wurde von den Griechen abgelehnt.²¹ Die Sage über die Beziehung zwischen Apollo (erastes) und Hyacinth (dessen eromenos) und deren Ende fügt sich nahtlos in dieses Bild der griechischen Knabenliebe ein; der Tod Hyacinths und seine Verwandlung in eine Blume ist Sinnbild des Übergangs vom Jüngling zum Krieger.²²

Bach war nicht der Einzige, der dieses Thema musikalisch bearbeitete.²³ Im Alter von elf Jahren komponierte Wolfgang Amadeus Mozart die lateinische Schulkomödie *Apollo und Hyacinth*, die 1767 in Salzburg uraufgeführt wurde.²⁴ Der Verfasser des Librettos, der Benediktiner-Pater Rufinus Widl, veränderte die Geschichte jedoch grundlegend. Da die Aufführung eines Singspiels mit homoerotischem Inhalt durch Schüler einer katholischen Schule aus moralischen Gründen unmöglich gewesen wäre, fügte der Pater eine weibliche Person, Melia, die Schwester des Hyacinthus, in die Handlung ein, in die sich Apoll verliebt.²⁵ Ein weiteres Werk zu diesem Thema, die Kammerkantate *Apollo et Hyacinthus*, Improvisationen für Cembalo,

sämtlicher Werke, Serie II, Werkgruppe 5, Bd. 1: Apollo und Hyacinth, Kassel etc. 1959, S. VII ff., hier S. XI ff.).

²⁰ Fernandez, *Der Raub des Ganymed*, S. 134 ff.

²¹ Kenneth James Dover, *Homosexualität in der griechischen Antike*, München 1983, S. 82 f.

²² Fernandez, *Der Raub des Ganymed*, S. 138.

²³ Maler und Zeichner ließen sich öfters durch den tragischen Ausgang der antiken Liebesgeschichte inspirieren. Literarische, musikalische und künstlerische Bearbeitungen dieses Themas sind aufgelistet in: Jane Davidson Reid, *The Oxford Guide to Classical Mythology in the Arts 1300-1990s*, Vol. 1, Oxford 1993, S. 581 ff. Zwei bei Reid nicht genannte Bilder von Jean Broc und Anne Louis Girodet sind erwähnt in: Fernandez, *Der Raub des Ganymed*, S. 162, 165 u. Tafel IX, X.

²⁴ Wolfgang Amadeus Mozart, *Neue Ausgabe sämtlicher Werke*, Serie II, Werkgruppe 5, Bd. 1: *Apollo und Hyacinth*, Kassel etc. 1959.

²⁵ Zu dieser Oper vgl. Fernandez, *Der Raub des Ganymed*, S. 205 f.

Altstimme und acht Soloinstrumente nach Texten von Georg Trakl, komponierte Hans Werner Henze (* 1926) im Jahre 1948.²⁶

Bach bot all seine Kunst auf, um die Leidenschaft, mit der Phoebus seinen Hyazinth zu küssen begehrt, adäquat in Musik umzusetzen; er demonstriert hier seine Meisterschaft im gebundenen Stil, ohne die Arie deswegen gelehrt wirken zu lassen. Als Begleitung für den Gesang des Phoebus wählte Bach neben Streichern und Basso Continuo eine Flöte und – nomen est omen – eine Oboe d'amore. In ihrer musikalischen Anlage unterscheidet sich die Arie nicht von einer »heterosexuellen« Liebesarie Bachs. Im Jahre 1865 schrieb der Bach-Biograf Carl Hermann Bitter, die Arie des Phöbus sei

»mit großer Sorgfalt gearbeitet und von edelstem melodischen Reiz. Offenbar hat Bach nicht alleine in dem Gesange, sondern auch durch das Orchester repräsentirt, die vollendete Kunst des Gottes darstellen wollen. Dabei sind die Instrumente (1 Flöte, 1 Oboe, das durch Sordinen gedämpfte Streich-Quartett) nicht blos in süßem Wohlklange geführt, sondern gehen auch in kunstvoller Verschlingung mit und nebeneinander und neben dem Gesange daher. Dieser entwickelt sich in einem Liebesliede auf den schönen Hyacinth, aus welchem Sehnsucht und zärtliches Verlangen sprechen. Hier ist Gefühl und Seele des Ausdrucks, hier sterben die Seufzer der Liebesgluth in weichen, Wollust athmenden Accorden dahin, hier hebt sich die Melodie in schwellenden Tongängen empor, überall umflossen von dem duftig zarten Schleier, den die Instrumente darum gewebt haben. Wir sehen die Götter-Gestalt des schönen Sängers vor uns, von dem himmlischen Reiz umstrickt, in den der althellenische Mythos den Sonnen-Gott so oft zu menschlichen Neigungen herabsteigen ließ, und wir sehen neben ihm die blühende Schönheit des Knaben, dem der weiche schwärmerische Gesang ertönt. Bach hat das Beste geben wollen, was er in dieser Richtung zu geben vermochte und er hat ein köstliches Meisterstück geliefert, das der Feder des unsterblichen Sängers der Liebe, Mozarts, Ehre gemacht haben würde.«²⁷

In einer im Jahre 1866 in der *Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung* erschienenen Besprechung der Kantate von Selmar Bagge heißt es, dass der Wettgesang zwischen Phoebus und Pan damit beginne, dass Phöbus

»eine zärtliche Arie an den ›holden, schönen Hyazinth‹ singt. Seine Zärtlichkeit an irgend eine schöne Göttin oder menschliche Schönheit zu richten, wäre unseren modernen Begriffen wohl gemässer erschienen, indess die Geschichte spielt nun einmal unter griechischen Göttern, und man war im vorigen Jahrhundert noch nicht so prüde, an Derartigem Anstoss zu nehmen. [...] Unser hochgebildetes Zeitalter verurtheilt gewiss mit vollkommener Consequenz den oben mitgetheilten [Kantatentext] als kindisch, oder gar läppisch. Das unsere Tage herrschende Raffinement ist in der That

²⁶ Reid, *The Oxford Guide to Classical Mythology*, Vol. 1, S. 582.

²⁷ Carl Hermann Bitter, *Johann Sebastian Bach*, Bd. 2, Berlin 1865, S. 208 f. Fast unverändert übernommen in: Ders., *Johann Sebastian Bach*, 2. umgearb. u. vermehrte Aufl., Bd. 3, Berlin 1881, S. 91 f.

ausser Stande, sich auf einen naiven Standpunkt zu stellen, man erschrickt vor derberem Ausdruck, als vor dem Zeichen glücklich überwundener Rohheit, während die Schlechtigkeit und Charakterlosigkeit, die uns von der Bühne herab in tausend Farben geboren wird, [...] ohne irgend sonderliche Missbilligung von unserer »gebildeten Gesellschaft hingenommen wird.«²⁸

Wie die Zeitgenossen Bachs auf die Aufführungen reagierten, ob sie wirklich nicht »an Derartigem Anstoss« nahmen, wie Bagge schreibt, ist nicht überliefert. Da Bach die Kantate zumindest zweimal wieder aufgeführt hat, ohne den Text der Phoebus-Arie zu ändern, scheint die Liebe »wider die Natur« zwischen Phoebus und Hyazinth niemanden sonderlich erregt zu haben. Angesichts der großen Vorbehalte, die breite Schichten der Bevölkerung damals gegenüber gleichgeschlechtlicher Liebe hatten,²⁹ erscheint dies zunächst ziemlich überraschend. Bedenkt man allerdings die besondere Wertschätzung und Stellung antiker Fabeln und Sagen in der Dichtkunst des 17. und 18. Jahrhunderts,³⁰ scheint diese positive Reaktion verständlich zu sein, obwohl es auch nicht an Kritik an den mythologischen Sujets fehlte, insbesondere von orthodoxer und pietistischer Seite.³¹

DER DICHTER DES TEXTES

Bach hat vermutlich nie eigene Texte für seine Musik verwendet.³² Über seine literarischen Kriterien bei seiner Textwahl und sein Verhältnis zu seinen Textdichtern ist fast nichts bekannt.³³ Von kleineren Korrekturen abgesehen, übernahm er die Kantatentexte

²⁸ Selmar Bagge, *Zwei Kantaten von Seb. Bach: «Trauerode» und «Der Streit zwischen Phoebus und Pan»*, in: Leipziger Allg. musikal. Zeitung I (1866), Nachdruck Amsterdam 1969, S. 149 ff., 157 ff., hier S. 157 f.

²⁹ Gisela Bleibtreu-Ehrenberg, *Tabu Homosexualität: Die Geschichte eines Vorurteils*, Frankfurt a.M. 1978; Hans-Georg Stümke, *Homosexuelle in Deutschland: Eine politische Geschichte*, München 1989.

³⁰ Über die Bedeutung der Mythologie in der Dichtung, der Oper und bei Fürstenhuldigungen im 17. und 18. Jahrhundert vgl. Eberhard Haufe, *Die Behandlung der antiken Mythologie in den Textbüchern der Hamburger Oper 1678-1738*, hrsg. v. Hendrik Birus u. Wolfgang Harms, Frankfurt a.M. etc. 1994, S. 26-30.

³¹ So sah sich z.B. im Jahre 1724 Hederich in der Vorrede seines *Lexicon Mythologicum* genötigt, die Beschäftigung mit diesem Thema vor seinen Lesern zu rechtfertigen. Auch in den Textbüchern der Hamburger Oper nimmt die Rechtfertigung der antiken Mythologie einen breiten Raum ein (Haufe, *Die Behandlung der antiken Mythologie*, S. 133 ff.)

³² Näheres zu Bach als Textdichter in: Ferdinand Zander, *Die Dichter der Kantatentexte Johann Sebastian Bachs: Untersuchungen zu ihrer Bestimmung*, in: Bach-Jahrbuch 1968, S. 9 ff., hier S. 26 f.

³³ Kreutzer, *Bach und das literarische Leipzig*; Hans-Joachim Schulze, *Bemerkungen zur Leipziger Literaturszene: Bach und seine Stellung zur schönen Literatur*, in: Johann Sebastian Bach und die Aufklärung (= Bach-Studien 7), Leipzig 1982, S. 156 ff., hier S. 164.

meist unverändert. Es lässt sich daher nicht genau bestimmen, ob Bach selbst oder Picander, mit dem er gut befreundet war,³⁴ für den homoerotischen Inhalt der Phöbus-Arie verantwortlich ist. Es ist jedoch anzunehmen, dass Bach insbesondere bei dieser Kantate, mit der er seine musikalischen Ansichten verteidigt, nichts dem Zufall überließ und auch Einfluss auf die textliche Gestaltung nahm.

Zeitgenossen warfen Picander vor, ein »lüderliches Leben zu führen«.³⁵ Angesichts der Phoebus-Arie stellt sich die Frage, ob er sich vielleicht dem eigenen Geschlechte zugeneigt fühlte. Jedenfalls zählte er zu einem Kreis lediger Freunde des Malers Johann Christian Fiedler (1697-1765).³⁶ Ungewöhnlich spät für die damalige Zeit heiratete Picander erst im Alter von 36 Jahren. Nach dem Tod seiner Frau dauerte es vier Jahre, bis er 1759 ein zweites Mal heiratete. Beide Ehen blieben kinderlos. (Allerdings könnten seine familiären Umstände auch auf seinen wechselhaften beruflichen Werdegang zurückzuführen sein.)

Die dichterischen Fähigkeiten Picanders werden heutzutage oft als gering eingestuft.³⁷ Bei seinen Zeitgenossen waren seine Dichtungen hingegen recht beliebt, aber auch berüchtigt wegen ihrer sehr freien Sprache, denn sie schrecken vor erotischen Anzüglichkeiten nicht zurück. Picander hatte eine Vorliebe für provokante, laszive Formulierungen und ließ die »widerwärtigsten und gemeinsten Sachen drucken«.³⁸ Der Leipziger Rat ließ sogar einige seiner Schriften konfiszieren.³⁹ Eine Biografie aus dem 19. Jahrhundert berichtet, dass er durch geschmacklosen Witz und grobe, höchst unsittliche Scherze rohere Seelen zu vergnügen suchte und sich in seinen Gedichten viele sprichwörtliche Redensarten fänden, die oft obszöner Natur seien.⁴⁰ (Das nachweislich gute Verhältnis zwischen Bach und Picander bereitete deshalb manchem Bachforscher erhebliche Schwierigkeiten. So schrieb

³⁴ Picanders Frau Johanna Elisabeth war Taufpatin bei Bachs Tochter Johanna Carolina (1737-1781) (Bach-Dokumente (DOK), hrsg. v. Bach-Archiv Leipzig, Bd. 2, Kassel etc. 1969, Nr. 405). Picander und Bach »standen nicht nur im geschäftlichen, sondern seit langem schon im freundschaftlichen und künstlerischen Verkehr« (Spitta II, S. 170).

³⁵ Zander, *Die Dichter der Kantatentexte Johann Sebastian Bachs*, S. 23. Zu Picanders Lebenslauf s. J. Franck, *Henrici, Christian Friedrich*, in: Allg. Dt. Biographie, Bd. 11, Nachdr. d. 1. Aufl. v. 1880, Berlin 1969, S. 784 f.; Spitta II, S. 169-179; Schulze, *Ey! Wie schmeckt der Coffee süße*, S. 33; Kreutzer, *Bach und das literarische Leipzig*, S. 20-23.

³⁶ Bernd-Ulrich Hergemöller, *Mann für Mann. Ein biographisches Lexikon*, erweit. Taschenbuchausg., [Frankfurt] 2001, S. 324.

³⁷ Werner Creutziger, *Picander oder Das Mysterium der Platttheit*, in: Neue Deutsche Literatur 33 (1985), H. 6, S. 83-96; Geck, *Spuren eines Einzelgängers*, S. 30.

³⁸ Schweitzer, *J. S. Bach*, S. 125.

³⁹ Kreutzer, *Bach und das literarische Leipzig*, S. 20.

⁴⁰ Franck, *Henrici*, S. 784.

z.B. Albert Schweitzer im Jahre 1908: »Man wundert sich, daß der Meister sich zu einem so unfeinen und wenig sympathischen Menschen hingezogen fühlte.«⁴¹ Am Inhalt der Phoebus-Arie hatte Schweitzer allerdings nichts auszusetzen.⁴²)

Nach diesen Urteilen über seine Dichtkunst erscheint es durchaus nicht mehr so überraschend, dass Picander ausgerechnet die Liebesbeziehung zwischen zwei Männern als Thema einer Arie wählte, obwohl er Phoebus auch eine seiner 42 weiblichen »Coutisanten«, die Hederich in seinem mythologischen Lexikon auflistet,⁴³ in einer leidenschaftlichen Liebesarie hätte besingen lassen können.

DER FALL JOHANN ROSENMÜLLER

Möglicherweise hat die Phoebus-Arie einen konkreten geschichtlichen Hintergrund, denn knapp 75 Jahre vor der ersten Aufführung der Kantate erschütterte ein skandalträchtiges Ereignis das Leipziger Musikleben. Der Komponist Johann Rosenmüller (ca. 1619-1684),⁴⁴ dem 1653 vom Leipziger Rat schriftlich zugesichert worden war, als Nachfolger des Thomaskantors Tobias Michael gewählt zu werden, kam im Jahre 1655 in den Verdacht der »Sodomiterey«;⁴⁵ er soll unnatürliche Unzucht mit den ihm anvertrauten Knaben der Leipziger Thomasschule getrieben haben.⁴⁶

⁴¹ Schweitzer, *J. S. Bach*, S. 125. Dass Bach keine Berührungssängste mit etwas derberen Texten hatte, zeigt nicht zuletzt das Hochzeitsquodlibet BWV 524.

⁴² Ebd. S. 609.

⁴³ Hederich, *Gründliches Lexicon Mythologicum*, Sp. 288.

⁴⁴ Über ihn vgl.: Carl von Winterfeld, *Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältnis zur Kunst des Tonsatzes*, Bd. 2, Leipzig 1845, S. 241 ff.; Robert Eitner, *Rosenmüller, Johann*, in: *Allg. Dt. Biographie*, Bd. 29, Nachdruck der 1. Aufl. v. 1889, Berlin 1970, S. 217 ff.; Martin Geck, *Rosenmüller, Johann*, in: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* (MGG), Bd. 11, Sp. 913 ff.; Kerala Johnson Snyder, *Rosenmüller, Johann*, in: *The New Grove Dictionary of Music and Musicians* (New GroveD), Bd. 16, S. 201 ff.; Werner Braun, *Urteile über Johann Rosenmüller*, in: *Von Isaac bis Bach: Studien zur älteren deutschen Musikgeschichte*, Festschrift Martin Just zum 60. Geburtstag, Kassel etc. 1991, S. 189 ff.

⁴⁵ Über den Fall Johann Rosenmüller s. Paul Derks, *Die Schande der heiligen Päderastie: Homosexualität und Öfentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850*, Berlin 1990, S. 18ff.

⁴⁶ Die Formulierung von Arno Forchert, dass Rosenmüller sittlicher Vergehen »an Kindern« bezichtigt wurde (*Die Musik der Thomaskantoren von Seth Calvisius bis Johann Sebastian Bach*, in: 61. Bachfest der NBG 24. Mai - 5. Juni 1986 Duisburg: Johann Sebastian Bachs Spätwerk und sein Umfeld, Duisburg 1986, S. 194) ist in diesem Zusammenhang irreführend, denn das »Alter der Thomasschüler bewegte sich im Durchschnitt zwischen 12 und 23 Jahren« (*The New Grove. Die großen Komponisten. Die Bach-Familie*, Stuttgart-Weimar 1993, S. 99), es handelte sich also überwiegend um Jugendliche und nicht um Kinder. Der Vorwurf gegen Rosenmüller in den Akten lautete nicht

Nur durch Flucht, zunächst vermutlich nach Hamburg, konnte er einer Bestrafung entgehen. Schließlich ging er nach Venedig, wo er als Posaunist an San Marco und von 1658-1682 als Komponist am Ospedale della Pietà, einem von der Stadt unterhaltenen Waisenhaus für Mädchen⁴⁷, wirkte. Erst 1682 kehrte er wieder nach Deutschland, als Kapellmeister an den Hof des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel, zurück.⁴⁸ Rosenmüllers musikalische Qualitäten wurden trotz der moralischen Vorwürfe gegen ihn schon damals sehr geschätzt; er gehört neben Buxtehude und Pachelbel zu den wichtigsten deutschen Komponisten zwischen Schütz und Bach.⁴⁹

Hier stellt sich nun eine interessante Frage: Könnte die homoerotische Phoebus-Arie eine Anspielung Bachs auf den Rosenmüller-Skandal gewesen sein? Ein versteckter Protest gegen die ungerechte Behandlung Rosenmüllers? (Das Fortleben der griechischen Mythologie in der Renaissance und im Barock bot Autoren und Künstlern die Möglichkeit, von der Gesellschaft tabuisierte Themen wie die gleichgeschlechtliche Liebe zumindest indirekt über die Mythologie zum Ausdruck zu bringen.⁵⁰) Dies scheint zunächst eine sehr gewagte Hypothese zu sein, doch bei genauerer Betrachtung der Umstände könnte man durchaus zu der Vermutung kommen, dass dies zumindest im Bereich des Möglichen liegt, auch wenn es sich nicht,

»Kinderschändung«; er und seine Schüler wurden eindeutig wegen gleichgeschlechtlicher Beziehungen verhaftet.

⁴⁷ MGG, 26.022. – Es dürfte kein Zufall sein, dass Rosenmüller bei seiner Vorgeschichte ausgerechnet an einem nur von Mädchen besuchten Konservatorium tätig war.

⁴⁸ Es liegt keine »graue Undurchsichtigkeit« in Rosenmüllers Lebenslauf zwischen 1673/74 und 1684 vor, wie Paul Derks in *Die Schande der heiligen Päderastie*, S. 21, schreibt, vgl. Theophil Antonicek, *Johann Rosenmüller und das Ospedale della Pietà in Venedig*, in: *Die Musikforschung* 22 (1969), S. 460 ff.; Eleanor Sefridge-Feld, *Addenda to some baroque biographies*, in: *Journal of the American Musicology Society* 25 (1972), S. 236ff.

⁴⁹ Geck, *Rosenmüller*, Sp. 916. Zur Nachwirkung Rosenmüllers vgl. Rainer Heyink, »Daß deines Namens Ruhm in Deutschland bald angehn ... wird«: *Johann Rosenmüller und seine venezianischen Psalmkonzerte*, in: *Die Musikforschung* 49 (1996), S. 118ff., hier S. 121. (Der Beitrag basiert, ohne Nennung der Quelle, im wesentlichen auf einem Aufsatz von Peter Wollny, den dieser in einem CD-Beiheft 1992 veröffentlichte; s. Peter Wollny, *Ein eklatanter Plagiatsfall: Zu Rainer Heyinks Rosenmüller-Aufsatz...*, in: *Die Musikforschung* 49 (1996), S. 294.)

⁵⁰ Vgl. hierzu: Warren Johannson, *Mythology, Classical*, in: *Encyclopedia of homosexuality*, ed. by Wayne R. Dynes, Vol. 2, New York-London 1990, S. 866ff. Zur Homosexualität in der griechischen Mythologie vgl. Ernest Bornemann, *Die sogenannte griechische Liebe: Päderastie in Kult und Ritus des alten Hellas*, in: *Der unterdrückte Sexus: Historische Texte zur Homosexualität...*, hrsg. v. Joachim S. Hohmann, Lollar 1977, S. 61 ff.

wie so vieles in Bachs Leben, konkret beweisen lässt.⁵¹

Rosenmüller wird zwar in den erhaltenen Dokumenten zu Bachs Leben nicht erwähnt,⁵² doch gibt es genügend Hinweise darauf, dass Bach ihn und seine Lebensgeschichte gekannt hat. Seine am 6. Oktober 1726 aufgeführte Kantate BWV 27 *Wer weiß, wie nahe mir mein Ende* endet mit dem von Rosenmüller stammenden fünfstimmigen Choralsatz *Welt ade, ich bin dein müde*.⁵³ Bach entnahm den Satz vermutlich dem Leipziger Gesangbuch von Vopelius aus dem Jahre 1682.⁵⁴ Die Verwendung eines fremden Choralsatzes ist für Bach sehr ungewöhnlich: es gibt in seinem umfangreichen Kantatenwerk nur wenige Choralsätze, die nachweislich von anderen Komponisten stammen.⁵⁵ In der Kantate BWV 158 kombiniert Bach die Bass-Arie (Satz 2) mit der vom Sopran gesungenen 1. Strophe des Liedes «Welt, ade, ich bin dein müde» von Johann Georg Albinus (1649) nach der Melodie Johann Rosenmüllers.⁵⁶ Der Schlusschoral der Kantate BWV 162 basiert auf der 7. Strophe des Liedes *Alle Menschen müssen sterben* von Johann Rosenmüller.⁵⁷

Bereits in Lüneburg, wo Bach von 1700 bis 1702 die Michaelis-Schule besuchte, könnte er die Musik Rosenmüllers in der umfangreichen Musikbibliothek der Schule kennen gelernt haben.⁵⁸ Auch in Erfurt und Weimar gab es größere Sammlungen mit Rosenmüllers Werken.⁵⁹ In Weißenfels, wo Bach 1712 oder

1713 seine Jagdkantate aufführte und mehrere Verwandte und Bekannte hatte,⁶⁰ war von 1680 bis 1725 Johann Philipp Krieger Kapellmeister, der in den 1670er Jahren in Venedig Schüler von Rosenmüller gewesen war.⁶¹ Krieger brachte während seiner 45-jährigen Tätigkeit in Weißenfels zahlreiche Kompositionen Rosenmüllers zur Aufführung. In Leipzig selbst befanden sich in der Musikbibliothek der Thomasschule ebenfalls einige Werke Rosenmüllers.⁶² Zu Wolfenbüttel, wo Rosenmüller einst Kapellmeister gewesen war, hatte Bach persönliche Beziehungen.⁶³ Vielleicht könnte Bach über seinen Freund und Vetter Johann Gottfried Walther auch Zugriff auf die Musikbibliothek von Heinrich Bokemeyer in Wolfenbüttel gehabt haben, in der sich über 100 Kompositionen Rosenmüllers befanden.⁶⁴

Johann Gottfried Walther erwähnt in seinem »Musicalischen Lexikon« von 1732 ausdrücklich die Vorwürfe gegen Rosenmüller.⁶⁵ Die redaktionelle Arbeit an seinem Lexikon schloss Walther im August 1729 vorläufig ab⁶⁶ – könnte Bach, der vermutlich an Walthers Lexikon mitarbeitete,⁶⁷ durch den Lexikon-Artikel zu seiner im Herbst 1729 entstandenen Phoebus-Kantate angeregt worden sein? Oder wollte Bach ein Werk Rosenmüllers in Leipzig aufführen, scheiterte dann aber an den Widerständen gegen Rosenmüllers Person? Denn zweifellos war den Leipziger Bürgern und Behörden der Skandal 75 Jahre zuvor noch in schlechter Erinnerung.

Auch wenn sich die genauen Hintergründe ihrer Entstehung heute nicht mehr feststellen lassen: Die Arie des Phoebus in Johann Sebastian Bachs Kantate *Der Streit zwischen Phoebus und Pan* BWV 201 ist jedenfalls bis in die heutige Zeit hinein die musikalisch bedeutsamste Schilderung einer eindeutig homoerotischen Liebesbeziehung in der abendländischen Musikgeschichte.

⁵¹ Möglicherweise ließe sich durch einen Vergleich des musikalischen Materials der Phoebus-Arie mit den Werken Rosenmüllers, die Bach gekannt haben könnte, diese Vermutung bestätigen.

⁵² DOK I/II.

⁵³ Johann Sebastian Bach, *Neue Ausgabe sämtlicher Werke*, Serie I, Bd. 23: Kantaten zum 16. und 17. Sonntag nach Trinitatis, hrsg. v. Helmuth Osthoff u. Rufus Hallmark, Kassel-Basel-London 1982, S. 251f.

⁵⁴ Helmuth Osthoff u. Rufus Hallmark, *Krit. Bericht zu NBA I/23*, Kassel-Basel-London 1984, S. 109. Als Komponist des Satzes wird im Gesangbuch eindeutig Rosenmüller genannt (s. Faksimile des Satzes in: Osthoff u. Hallmark, *Krit. Bericht zu NBA I/23*, S. 196-198); es stimmt also nicht, wie Paul Derks schreibt (*Die Schande der heiligen Päderastie*, S. 21), dass Bach «den Tonsetzer gar nicht kannte». Über Bachs Verhältnis zur Musik des 17. Jahrhunderts s. Christoph Wolff, *J. S. Bach and the legacy of the seventeenth century*, in: *Bach Studies 2*, ed. by Daniel R. Melamed, Cambridge u.a. 1995, S. 192ff.

⁵⁵ Emil Platen, *Zur Echtheit einiger Choralsätze Johann Sebastian Bachs*, in: *Bach-Jahrbuch 1975*, S. 50 ff., hier S. 51.

⁵⁶ Dürr, *Die Kantaten von Johann Sebastian Bach*, S. 331.

⁵⁷ Dürr, *Die Kantaten von Johann Sebastian Bach*, S. 652. – Kirsten Beißwenger, *Johann Sebastian Bachs Notenbibliothek*, Kassel 1992, erwähnt nur der Schlusschoral von BWV 27.

⁵⁸ MGG Bd. 1, Sp. 966.

⁵⁹ Heyink, »Daß deines Namens Ruhm in Deutschland bald angehn ... wird«, S. 122.

⁶⁰ *Die Bach-Familie*, Stuttgart-Weimar 1993 (The New Grove: Die großen Komponisten, hrsg. v. Stanley Sadie), S. 77; DOK II/55, 68; Adolf Schmiededecke, *Johann Sebastian Bachs Verwandte in Weißenfels*, in: *Die Musikforschung* 14 (1961), S. 195-200.

⁶¹ Harold E. Samuel, *Krieger, Johann Philipp*, in: *New GroveD Bd. 10*, S. 268-270.

⁶² Arnold Schering, *Die alte Chorbibliothek der Thomasschule in Leipzig*, in: *Archiv f. Musikwissenschaft* 1 (1919), S. 275-288, hier S. 287.

⁶³ DOK II/224, 239, 248 (Georg Heinrich Ludwig Schwanenberger, Violinist an der Hofkapelle in Wolfenbüttel).

⁶⁴ MGG Bd. 2, Sp. 80.

⁶⁵ Johann Gottfried Walther, *Musicalisches Lexikon oder musikalische Bibliothek 1732*, Faksimile-Nachdruck hrsg. v. Richard Schaal, 4. Aufl., Kassel-Berlin 1986, S. 533.

⁶⁶ Konrad Küster, *Bach als Mitarbeiter am »Walther-Lexikon«?*, in: *Bach-Jahrbuch 1991*, S. 187ff., hier S. 188.

⁶⁷ Ebd.

Historisch-kritische Homosexualität

Den schwullesbische Eintrag »Homosexualität« im *Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus* haben die beiden Literaturwissenschaftler Gert Mattenklott und Volker Woltersdorff gemeinsam verfasst.¹ Es ist zwar zu begrüßen, dass der Eintrag überhaupt zustande kam und der Wörterbuch-Herausgeber Wolfgang Fritz Haug, an die eurokommunistische Tradition der 1970er Jahre anknüpfend, die Schwulen- und Lesbenemanzipation als marxistische Forderung versteht. Sieht man aber die große Zahl von Fehlern, Irrtümern und Schludrigkeiten im historisch-kritischen Homosexualitätslemma, dann liegt die Vermutung nahe, hier werde auf subtile Weise (mit den Schwulen muss man es nicht so genau nehmen) diskriminiert.

MEDIZINISCHE NEUPRÄGUNG

Gleich der erste Satz ist historisch falsch und kritisch absurd, – historisch falsch, weil »Homosexualität« keineswegs eine medizinische, sondern eine emanzipatorische Neuprägung war, und kritisch absurd, weil die doppelte Verwendbarkeit des Begriffs – pathologisieren/ kriminalisieren oder emanzipieren – unerwähnt bleibt: »Dem Begriff ›H‹, einer medizinischen Neuprägung von 1869, die dazu diente, eine Bevölkerungsgruppe zu pathologisieren bzw. zu kriminalisieren, ist eine lange Geschichte von Verfolgung und Diskriminierung eingeschrieben.« (510) Tatsächlich war es so, dass der 1824 in Wien geborene Journalist Karl Maria Kertbeny 1869 in einem anonym erschienenen Traktat, in dem er für die kommende preußische Strafrechtsreform Straffreiheit für damals so genannte »widernatürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechtes« verlangte, den Ausdruck erstmals gebrauchte.² Etwa zwanzig Jahre nach dem Erstdruck wird das Wort in der medizinischen Fachliteratur vereinzelt verwendet (synonym mit »Conträre Sexualempfindung« und »Päderastie«), um, wenn man so will, eine Bevölkerungsgruppe zu pathologisieren: in der zweiten Auflage von Krafft-Ebing's *Psychopathia Sexualis* (Leipzig 1887) ist einmal von »homosexueller Idiosynkrasie« die Rede, und zwar im autobiografischen Bericht eines »conträr Sexualen von 27 Jahren«. Damit begann die Homosexualität alle älteren und alternativen Bezeichnungen zu verdrängen.

Ein weiterer Irrtum unterläuft den beiden Autoren mit ihrer Behauptung, der Ausdruck homosexuell habe

¹ Gert Mattenklott & Volker Woltersdorff: Homosexualität, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Band 6/I: Hegemonie bis Imperialismus*. Hrsg. von Wolfgang Fritz Haug. Hamburg 2004, Sp. 510-526; im Folgenden beziehen sich eingeklammerte Zahlen auf die Spaltenzählung in diesem Text.

² Vgl.: Karl Maria Kertbeny: *Schriften zur Homosexualitätsforschung*. Hrsg. von Manfred Herzer. Berlin 2000.

»allerdings die Tendenz, v.a. Männer zu repräsentieren und lesbische Frauen unsichtbar zu machen.« (511) Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, dass der erwähnte Kertbeny von Anfang an »Homosexuellen« und »Homosexuellistinnen« im Blick hatte (Kertbeny, S. 110 u.ö.) Die drei in den 1860er Jahren entstandenen neuen Begriffe – Uranismus, conträre Sexualempfindung, Homosexualität – waren gewissermaßen übergeschlechtlich oder geschlechterunspezifisch gemeint, während vorher die homosexuellen Frauen, und nur sie, als Lesbierinnen, Tribaden, Sapphistinnen u. dergl. bezeichnet wurden, schwule Männer hießen Sodomiter, Päderasten, Warme oder in Berlin: Schwule usw. Dass in den einschlägigen Schriften von Kertbeny und Krafft-Ebing mehr von Männern als von Frauen gehandelt wird, erklärt sich mit der Thematik jener Schriften, die strafrechtliche und forensische Seite der widernatürlichen Unzucht zwischen Männern. Krafft-Ebing weist zwar darauf hin, dass dem »Amor lesbicus« allenfalls in Österreich (und in Sachsen) forensische Bedeutung zukommt, aber auch dort sind ihm keine Fälle von strafrechtlicher Verfolgung der Lesben bekannt. In den um die Jahrhundertwende erschienenen monumentalen Handbüchern zur Homosexualität von Moll (1. Aufl. 1891) und Hirschfeld (1. Aufl. 1914) kann von einer Tendenz zur Überrepräsentation schwuler Männer auf Kosten der Lesben schon gar nicht mehr gesprochen werden. Beide Autoren betonen zurecht, dass die individuellen Unterschiede innerhalb der Gruppe der Schwulen wie der Lesben größer sind als die Unterschiede zwischen beiden Gruppen. Das Merkmal Homosexualität, das sexuelle Interesse an Personen des gleichen Geschlechts, ist offensichtlich derart abstrakt, dass daraus keinerlei weitere, irgendwie charakteristischen Eigenschaften abgeleitet werden können. Die frühe Sexualwissenschaft mit den Avantgardisten Moll und Hirschfeld zog aus dieser Einsicht den richtigen Schluss, dass vor Spekulationen und Deduktionen die konkrete Analyse des konkreten Gegenstandes, die empirische Erforschung der Lebensweisen und der Geschichte der Schwulen und Lesben, zu stehen habe.

»GLEICHGESCHLECHTLICHE PRAXEN« VS. »HOMOSEXUELLE LEBENSFORMEN« VS. »HYBRIDBILDUNGEN«

Die »dekonstruktivistische Kritik zielt«, anders als beispielsweise eine marxistische, auf Klassenkampf fixierte Gesellschaftskritik, auf die Freilegung »eines Kampfes zwischen unterschiedlichen Bezeichnungs- und Organisationspraxen« (510). Dieser Kampf soll das »heutige Verständnis« von Homosexualität hervorgebracht haben.

Dass hier das »heutige Verständnis« im Singular erscheint, ist offensichtlich kein Zufall, denn wiederholt

ist auch von einem einzigen Identitätsmodell (510) und von homosexuellem Begehren die Rede, das sich »zu einer persönlichen Identität« (512) verdichtet. Diese »homosexuelle Identität«, die durch »die kapitalistische Revolutionierung der Produktionsverhältnisse und der Kultur« (511 f.) irgendwie entstanden sein soll – vielleicht durch die Macht des Wortes Homosexualität? – soll aber, frisch entstanden, sogleich »mit den Anforderungen der fordistischen Produktionsweise kollidieren« (512). Unter Berufung auf Antonio Gramsci erkennen die dekonstruktivistischen Literaturwissenschaftler, dass die Durchsetzung von Regelmäßigkeit, Ordnung, Hierarchie und disziplinierter Verausgabung der Arbeitskraft an den Fließbändern und in den Kontoren der Fabrik mittels diverser antischwuler (und antilesbischer?) unternehmerischer und staatlicher Strategien erfolgt, die »eine familiale, juristische und religiöse Einbettung« des »Arbeits- und Sexualkörpers« in die Produktionsweise bewirken soll (512). Das ganze klingt für meinen Geschmack ein wenig zu mechanisch-ökonomistisch; ihm scheint die Überzeugung zugrunde zu liegen, als ob die große Industrie, Gramscis Fordismus, in ihrer korrekten Funktion gefährdet ist, wenn »homosexuelle Identität und Praxis« um sich greift. Kriminalisierung, Pathologisierung usw. wären demnach die Abwehrmittel zur Sicherung der Produktion gegen homosexuelle Praxis, gegen schwule und lesbische Orgasmen?

Das »kapitalistische Sexualitätsdispositiv« (512), ein Ausdruck, der von Michel Foucault stammen soll, scheint für die beiden Autoren der geeignete Gesamtbegriff zur Etikettierung jenes Zusammenhangs zwischen Fordismus und Homophobie zu sein, der zwar dem Erklärungsmodell nichts Neues hinzufügt, der es aber an den zur Zeit hegemonialen Foucaultismus anschließt. Der stets mehrheitlich praktizierte Sex zwischen Männern und Frauen, soll mithilfe jenes, von Foucault nie kapitalistisch genannten Dispositivs erstmals als Norm, als heterosexuelle Norm, etabliert worden sein. Welche Praktiken stattdessen in vorkapitalistischen Zeiten unter einem »feudalen Allianzdispositiv« üblich waren, erfahren wir nicht. Womöglich träumen unsere Dekonstruktivisten von einem Engelschen Zustand, »wo unbeschränkter Geschlechtsverkehr innerhalb eines Stammes herrschte« (MEW 21, S. 38)?

In der Gegenwart, die von einer »hochtechnologischen Produktionsweise« gekennzeichnet sein soll, ist »die sexuell repressive Disziplinierung der Arbeitskraft weniger wichtig« und es hat eine »Diversifizierung und Kommerzialisierung des sexuellen Feldes« stattgefunden, ferner eine »Entkriminalisierung und –tabuisierung« der Homosexualität (512 f.) Dies alles geschah unter der Ägide des erwähnten Foucaultschen Dispositivs, dem sich bald darauf eine »heterosexuelle Matrix« (524) zugesellen wird.

Alternativ zu dieser kurzen Geschichte der Homosexualität im historisch-kritischen Wörterbuch könnte

man unter Rückgriff auf Gramsci diese Geschichte als einen Prozess kapitalismusimmanenter »Rationalisierung« darstellen. Gramsci schrieb:

»Es ist hervorzuheben, wie die Industriebetriebe (besonders Ford) sich für die sexuellen Beziehungen ihrer Arbeiter interessiert haben, und auch generell für die allgemeine Lösung ihrer Familienangelegenheiten; der anscheinende »Puritanismus« dieses Interesses (wie im Falle des Prohibitionismus) darf nicht irreleiten. Vielmehr kann sich der von der Rationalisierung der Produktion und Arbeit geforderte neue Menschentyp nicht entwickeln, solange der sexuelle Instinkt nicht entsprechend reguliert, nicht auch selbst rationalisiert ist.«³

Setzt man den Zeitraum zwischen 1850 und 1950 mit der Herausbildung von Sexologie und Psychoanalyse als erste Phase der Rationalisierung der Sexualität im Kapitalismus, dann könnte man den folgenden Abschnitt mit der Veröffentlichung der beiden Kinsey-Reports und der Entdeckung chemischer Antikonzepтива als zweite Rationalisierungsphase deuten. Die zahllosen, seit dem 19. Jahrhundert produzierten und einander widerstreitenden Ideologien und Theorien zur Homosexualität wären dann als Momente in diesem globalen, in jedem Land von regionaltypischen Widersprüchen und Hemmungs- sowie Rückschlagsbildungen gekennzeichneten Rationalisierungsprozess des menschlichen Geschlechtslebens aufzufassen.⁴ Einmal ist die Rede von nativen Kulturen Amerikas, von Surinam und von Indien (510). Dort soll sich eine »Aneignung des Identitätsmodells der H[omosexualität]« im Zuge der Etablierung neoliberaler kapitalistischer Arbeits- und Geschlechtsverhältnisse sowie des Imports entsprechender Lebensstile vollzogen haben. Anders aber als in den Mutterländern dieses Identitätsmodells soll es in Indien und anderswo zu »Hybridbildungen« gekommen sein, »in die unterschiedliche kulturelle Traditionen einfließen« (510). Die Annahme eines einzigen »Identitätsmodells« im Kapitalismus ist der auffälligste Denkfehler in dieser Behauptung. Denn man braucht keinen besonders genauen Blick auf die Welt der Homosexuellen zu werfen, um zu sehen: es gibt nicht nur ein einziges, sondern ungefähr so viele Identitätsmodelle wie Individuen. Und wenn man, wie Mattenklott/Woltersdorff offensichtlich in Nachfolge des social constructionism der 1970er Jahre, aus der Vielfalt der schwulen und lesbischen Identitäten ein einziges im neoliberalen Kapitalismus geltendes Modell abstrahieren will, dann ist dies so leer und bestimmungsarm, dass es zu einer Deskription oder gar Reflexion der Homosexualität

³ Antonio Gramsci: *Philosophie der Praxis. Eine Auswahl*. Hrsg. u. übers. von Christian Riechers, mit einem Vorwort von Wolfgang Abendroth. Frankfurt a.M. 1967, S. 389.

⁴ Eine Skizze dieses Gedankenganges habe ich vorgelegt in: Manfred Herzer: *Auf der Suche nach der kritischen Sexualwissenschaft*, in: Capri 41 (September 2008), S. 44 ff.

nicht mehr taugt. Es verführt zu absurden Trugschlüssen, wie dem von den Hybridbildungen aus unserm Identitätsmodell und traditionellen Modellen etwa unter Schwulen in Indien.

Mary McIntosh, die verdienstvolle Schöpferin des Labeling Approach in der Homosexuellenforschung, schrieb leider schon in ihrem Klassiker von 1968 missverständlich von *einem* »modern stereotype of the homosexual« und der Titel von Kenneth Plummer nicht weniger klassischem Reader *The Making of the Modern Homosexual* verleitet ebenfalls zu der Vorstellung von einem alternativlosen irgendwie totalitären kapitalistischen Identitätsmodell, das zuerst den gleichgeschlechtlich Liebenden bei uns und dann dem Rest der Welt übergestülpt wurde.⁵ Wenn man unbedingt von Hybridbildungen sprechen will, dann sollte man der Ich-Identität *aller* Menschen auf dem Weltmarkt, allen »vereinzelt Einzelnen« (MEW 13, S.21) ein solches Ding zugestehen. Die Hybridbildung bei Mattenklott/Woltersdorff hat einen leicht rassistischen Hautgout, wenn man bedenkt, dass es Mischlinge und reine homosexuelle Identitäten geben soll. Die Hybriden wären dann vielleicht ein Drittes Geschlecht der DekonstruktivistInnen...

INFRAGESTELLUNG DER DIFFERENZIERUNGSACHSEN

Weiter hinten, bei der Aufzählung der diversen Sorten von »Wissensproduktion« zur Homosexualität, findet sich, recht isoliert, ein Satz, der immerhin eine Alternative zu dem Gerede von der einen monolithischen Identität der Homosexuellen andeutet; es geht um die »westlichen Gesellschaften« mit ihren »Differenzierungsachsen in den Diskursen um die Herstellung sexueller und affektiver Bindungen«: »Die Bedeutung eindeutiger sexueller und geschlechtlicher Identifikation wird in Frage gestellt und folglich auch die Annahme einer homosexuellen Identität.« (515) Datiert wird diese Infragestellung durch westliche Differenzierungsachsen auf »die späten 1980er Jahre«, was vermutlich mit den speziellen Geschichtskennntnissen der historisch-kritischen Autoren zu tun hat. Sie wissen zwar, dass bereits 1926 Magnus Hirschfeld »physische, psychische und soziale Daten aus vielen hundert Sexualbiographien zu einer wissenschaftlichen ›Geschlechtskunde‹ zusammen[geführt hat]« (516), dass Hirschfeld diese vielen Biografien in einem Ordnungsschema sexueller Zwischenstufen systematisiert hat und dass er daraufhin erkennt, jedes Individuum ist eine einzigartige sexuelle Zwischenstufen, eine unwiederholbare Mischung aus männlichen und weiblichen Eigenschaften – davon wissen sie nichts.

⁵ Mary McIntosh: The Homosexual Role, in: *Social Problems* 16.1968, S. 182-192; der Reader *The Making of the Modern Homosexual* (1981) enthält ein Interview zum Thema, das Jeffrey Weeks und Plummer mit McIntosh führten.

»Der Mensch ist nicht Mann oder Weib, sondern Mann und Weib. Nur ist das Mischungsverhältnis der aus mütterlicher und väterlicher Ahnenreihe ererbten Eigenschaften ein so unendlich mannigfaltiges, daß kein Einzelwesen mit einem anderen übereinstimmt, weder im ganzen noch im kleinsten seiner Teile. Nichts Gleiches gibt es unter der Sonne, nur Ähnliches.«⁶

Diese schöne Feststellung widerspricht keineswegs der Bildung von Typologien. Hirschfeld kannte zum Beispiel die »Sexualtypen Mann und Weib«, und den Typus Transvestit/Transvestitin hat er selbst erfunden und zuerst beschrieben. Wir Heutigen kennen Tuntens, Kesse Väter, KinderschänderInnen, Femmes fatales u.v.a.m. Schwierig wirds, wenn *der* moderne Homosexuelle oder *die* homosexuelle Identität oder *die* moderne Heterosexuelle beschrieben werden soll, denn dabei kommt bestenfalls eine weitgehend leere Abstraktion heraus, da nur ein einziges Merkmal isoliert wird, das allen Homosexuellen, ob man sie nun Schwule, Lesben, Homophile, Bisexuelle oder sonstwie nennt, miteinander teilen, nämlich das sexuelle Interesse an Personen des gleichen Geschlechts. Dies ist die einzige offensichtliche Eigenschaft, die ich mit Individuen wie Röhm, Westerwelle, König Ludwig oder Mattenklott gemeinsam habe. Zwischen unseren Identitäten klaffen unermessliche Abgründe. Die beiden Wörterbuch-Autoren wären gut beraten gewesen, wenn sie ihre diskursive Differenzierungsachse auf die homosexuelle Identität gerichtet und die einschlägigen Theorien mit etwas mehr Distanz referiert hätten.

KLAUS & GÜNTER

Der vor allem wegen seiner Psychatriegeschichte *Bürger und Irre* (4. Aufl. 1998) auch unter Laien hochangesehene hannöversche Psychiater Klaus Dörner hat 1966 in der Zeitschrift *Studium generale* seinen Aufsatz »Homosexualität und Mittelstandsgesellschaft. Ansätze zu einer Soziologie männlicher Homosexualität« vorgelegt. Mattenklott/Woltersdorff übernehmen daraus Dörners spekulative These, nach der »im Bereich der sozialen Mittelklassen« Homosexualität unter Männern besonders häufig ist (513).⁷ Die Attraktivität dieser Behauptung erklärt sich zwifach:

⁶ Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde*, Band 1, 1926, S. 5. – Vgl. dazu: J. Edgar Bauer: Der Tod Adams. Geschichtsphilosophische Thesen zur Sexualemanzipation im Werk Magnus Hirschfelds, in: 100 Jahre Schwulenbewegung, Berlin 1998, S. 15 ff.

⁷ Schwer verständlich ist Mattenklott/Woltersdorffs Verwechslung oder Gleichsetzung des westdeutschen Psychiater Klaus Dörner mit dem ostdeutschen Hormonforscher Günter Dörner. Diese Verwirrung ist besonders fatal, weil die bizarren Theorien des Hormonforschers, nach denen Homosexualität schon beim Fötus diagnostiziert und durch entsprechende Hormongaben in den letzten Schwangerschaftsmonaten wegtherapiert werden könne, im Lemma nur seltsam dunkel und unkritisch in einer Aufzählung der »Ur-

Sie war Anfang der 1970er Jahren in der damals neuen Schwulenbewegung öfter zu hören, da das damals einflussreiche und noch freudomarxistisch inspirierte Freundespaar Dannecker und Reiche die Dörnersche These mit den Ergebnissen seiner Fragebogenerhebung *Der gewöhnliche Homosexuelle* bestätigen zu können glaubte.

Den beiden Wörterbuch-Autoren dient die Dörner-These dazu, ihre Überzeugung zu untermauern, es gebe seit »den 1990er Jahren« eine »warenförmige Organisation homosexuellen Lustgewinns«, weil »Homosexuelle als Zielgruppe für ›Community‹-bezogenes Marketing« von Warenhandelsunternehmen erkannt würden und Homosexuelle sich besonders gern »die bürgerliche Zirkulationssphäre« als Aufenthaltsort wählen. Begründet wird dies mit einem Katalog von Eigenschaften, die auf nicht näher bestimmte Weise mit der »homosexuellen Identität« zusammenhängen sollen (513):

- »familienungebundene Flexibilität und Mobilität«
- »Fähigkeit zum Rollenwechsel«
- »institutionelle Bindungslosigkeit«
- »Interessenegoismus«
- »Dissoziation von Arbeits- und Privatsphäre«

Man kann den Wörterbuch-Autoren gewiss nicht vorwerfen, dass sie solche unter Schwulen und vielleicht auch unter Lesben verbreitete Anschauungen referieren; der Vorwurf muss dahin gehen, dass ihrem Referat jede kritische Distanz zu solchen Selbstbildern gegenwärtiger Schwuleneideologien fehlt. Ein flüchtiger Blick in den Werbeanzeigenteil von Berliner Schwulen- und Lesbenzeitschriften aus den Goldenen Zwanzigerjahren hätte sie belehrt, dass es auch damals nichts gratis gab. Der Besuch beim Frisör, beim Schneider, beim Arzt, in der Leihbücherei, in der Buchhandlung, der Stricherkneipe, dem Restaurant, dem Hotel: alles hatte seinen Preis wie jede andere Ware auch. Der Unterschied zwischen damals und heute ist sicherlich ein quantitativer, da die sog. Neuen Medien und die Fortschritte der Werbepsychologie die Reklame- und Marketingstrategien der Unternehmen verändert haben. Dass hierdurch neue Qualitäten im Kapitalismus entstanden sind, wäre noch zu beweisen. Die Umsatzsteigerungen bei schwulen und lesbischen KonsumentInnen entwickeln sich offensichtlich auch deshalb, weil immer mehr Homosexuelle ihre Angst vor dem Outing überwinden und ihr Leben als Closet Queens/Kings ändern.

Ein bisschen lächerlich scheint mir die distanzlos wiedergegebene Meinung eines Michael Pollak von 1986, der diese kapitalismuskritisch gemeinte Beschreibung der »Homo-Szene« auf den Sex übertragen wollte:

sachenforschung zu H« vorkommt: »Endokrinologen (Dörner 1972)« (514). Günter Dörners einschlägiges Werk *Sexualhormonabhängige Gehirndifferenzierung und Sexualität* wird immerhin im Literaturverzeichnis korrekt aufgeführt.

dieser unterliege neuerdings einer »freie[n] Marktordnung«, wo Anbietersubjekte Orgasmen tauschen« (513). Wenn man schließlich liest, dass »in fast allen Kulturen und Epochen [...] Formen gleichgeschlechtlicher Sexualität« bezeugt sind (519), dann wüsste man gern, wie sich Mattenklott/Woltersdorff dort den Austausch von Orgasmen vorstellen. Vielleicht ist da irgendein anderes, nicht-kapitalistisches Dispositiv im Spiel.

Die vermutlich als Alternative zu klassenanalytischen Fragestellungen gemeinte Ansicht von »besondere[r] Häufigkeit« der Homosexualität in den »sozialen Mittelklassen« (513) wird immerhin durch die Erwähnung einer »Hamburger sexualwissenschaftlichen Schule« ergänzt, die nicht näher bezeichnete Studien »über H bei Arbeitern« veranstaltet haben soll (514); Bochow soll in einer Untersuchung über HIV-Infektionsrisiken die »Unterschichtschwulen in der BRD der 90er Jahre« erforscht haben; ähnlich George Chauncey, der »proletarische homosexuelle Subkulturen« in New York City am Beginn des 20. Jahrhundert entdeckt haben soll (520). Einen Zusammenhang der Arbeiter, Unterschichtschwulen und proletarischen Subkulturen mit ihrer These von den häufigen Mittelklassenschwulen in der bürgerlichen Zirkulationssphäre diskutieren Mattenklott/Woltersdorff nicht.

KINSEYS HOMOPHOBE WISSENSPRODUKTION. ROSA VON PRAUNHEIM UNTER FOUCAULTS EINFLUSS

Im 2. Teil der historisch-kritischen Homosexualität geht es, wie erwähnt, um »die Wissensproduktion über H«, die durchweg von »homophoben Klischees geleitet« sein soll. Zunächst wird das »Konzept der Homophobie« problematisiert, weil es »von der kategorialen Trennung homo- und heterosexueller Bedürfnisse ausgeht« (513). Wenn überhaupt, dann geht besagtes Konzept von dem Sachverhalt aus, das bei Nicht-Homosexuellen zuweilen das Bedürfnis besteht Schwule und/oder Lesben zu hassen, zu verfolgen und zu diskriminieren, sowie von dem Bedürfnis der Homosexuellen, nicht gehasst, diskriminiert und verfolgt zu werden. Warum diese kategoriale Trennung für Mattenklott/Woltersdorff ein Problem ist, bleibt umso unklarer, als sie am Begriff Homosexualität bemängeln, dass es »bei weitem nicht alle Praxen gleichgeschlechtlicher Liebe und Lust erfasst« (510). Man wüsste gern, an welche gleichgeschlechtlichen »Praxen« (Praktiken?) sie dabei gedacht haben. Das wird aber genauso wenig geklärt wie die Problematik des Homophobiekonzepts, die sich angeblich in jener kategorialen Bedürfnistrennung zeigen soll.

Jedenfalls ist die Sexualwissenschaft homophob und »heteronormativ«, was immer das bedeuten mag. Die bekanntesten Wissenschaftler, die Homosexualität heteronormativ bzw. homophob beforscht haben, werden nun in drei Gruppen präsentiert:

Gruppe 1 umfasst die Herren Krafft-Ebing, Moll und Kinsey. Diese drei sollen dazu beigetragen haben, Homosexualität »in der Sexualpathologie heimisch zu machen« (514). Auf die beiden Erstgenannten mag das zutreffen, im Fall Kinsey liegt aber ein besonders krasses Fehlurteil vor, das ungefähr das Niveau der Verwechslung von Klaus und Günter Dörner erreicht. Ich würde nicht so weit gehen wie Gunter Schmidt (von der erwähnten Hamburger Schule), für den Kinsey, wegen seiner strikten Weigerung, das von ihm beobachtete Sexualverhalten von Männern und Frauen irgendwelchen medizinischen oder moralischen Wertungen oder Identitäten zuzuordnen, »ein früher und naturalistischer Queer-Theoretiker« war.⁸ Es kann aber kein Zweifel bestehen, dass Kinsey einen entscheidenden Beitrag dazu geleistet hat, die Einstellung der wissenschaftlichen wie der politischen Öffentlichkeit zur Homosexualität in den kapitalistischen Industriestaaten von jedweder Pathologisierung und Kriminalisierung zu lösen, also gerade das Gegenteil von dem, was Mattenklott/Woltersdorff ihm andichten.

Gruppe zwei enthält die Autoren Havelock Ellis, Symonds und Hirschfeld, die »im Interesse [...] einer ›liberaleren‹ Pathologie [...] zugunsten eines Spektrums von ›Zwischenstufen‹ geforscht haben sollen (514). Der eine, sehr lange Schachtelsatz, den Mattenklott/Woltersdorff zur Gruppe zwei formulieren, wimmelt geradezu vor sachlichen Fehlern, worunter die Behauptung, die drei hätten für ihr Zwischenstufen-Spektrum den Ausdruck »psychosexual hermaphroditism« geprägt, zu den schwerwiegenderen gehört. Tatsächlich ist es die englische Übersetzung des von Krafft-Ebing 1891 geprägten Ausdrucks »psychosexuale Hermaphrodisie«, einem Vorläufer des Ausdrucks »Bisexualität«. – *Sexual Inversion*, 1896 auf Deutsch erschienen, wurde nicht von dem englischen Dichter John Addington Symonds verfasst, sondern von Havelock Ellis. Symonds war drei Jahre vorher gestorben, so dass der Plan eines gemeinsamen Buches über *Das konträre Geschlechtsgefühl* (so der Titel des wegen der englischen Zensur zuerst in Leipzig erschienenen Werkes) nicht verwirklicht werden konnte. Havelock Ellis hat in sein Buch einige Fragmente aus Symonds' Nachlass eingefügt und aus Pietät den Namen des toten Freundes hinter seinem eigenen aufs Titelblatt drucken lassen.⁹

⁸ Gunter Schmidt: Alfred C. Kinsey (1894-1956), in: *Personenlexikon der Sexualforschung*, hrsg. von V. Sigusch und G. Grau, Frankfurt 2009, S. 357.

⁹ *Das konträre Geschlechtsgefühl* von Havelock Ellis und J.A. Symonds. Deutsche Originalausgabe besorgt unter Mitwirkung von Hans Kurella. Leipzig 1896. – Das englische Original *Sexual inversion* erschien ein Jahr später in London, allerdings auf Drängen der Familie Symonds ohne die von Symonds verfassten Teile. – Vgl. dazu Günter Graus Eintrag »Havelock Ellis« in: *Personenlexikon der Sexualforschung*. Frankfurt & New York 2009, S. 139 ff.

Die dritte Gruppe der Wissensproduzenten besteht aus einer Liste von 17 Namen, denen Eigenschaften zugeordnet werden: Giese ist existentialphilosophisch gerichtet; Dannecker/ Reiche sind anthropologisch, kulturalistisch; der militant homophobe Psychoanalytiker Charles Socarides erhält ebenfalls das Etikett anthropologisch-kulturalistisch; Vinnai ist sogar materialistisch usw.

»Vor dem Hintergrund der politischen Emanzipationsbewegungen« und »unter dem Einfluss der Forschungen Foucaults« soll sich in den 70er Jahren eine »Wende« zur Erforschung der »Homophobie« in Anführungszeichen vollzogen haben. Vielleicht nicht ganz ernst gemeint ist die dann folgende Behauptung, der »Filmemacher Rosa von Praunheim« habe 1974 mit seinem Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt* unter dem Einfluss der Forschungen Foucaults gestanden (514 f.). Die Vorstellung, Rosa von Praunheim habe je unter irgendeinem Einfluss von Foucaults Forschungen gestanden, ist so abwegig wie die Datierung von Rosas Film auf 1974; er wurde im Februar 1971 auf der Westberliner »Berlinale« im Kino »Arsenal« uraufgeführt.

Nach kurzen und dunklen Ausführungen zu den Lesben – »Lesben geraten meist erst im Kontext von Gattungsreproduktion und Bevölkerungspolitik ins Visier der Wissenschaft« (516) – folgen ein paar Daten zur Geschichte der Schwulenbewegung. Karl Heinrich Ulrichs wird zwar zutreffend als »Vorkämpfer« bezeichnet, man wundert sich jedoch über die Datierung seines Kampfes »für die reichseinheitliche Straffreiheit gleichgeschlechtlicher Beziehungen« auf »1867«. Dies ist ein weiterer schriller Lapsus, denn ein Reich für diese Straffreiheit gab es 1867 noch nicht und die Straffreiheit für Urninge (nicht für Lesben) forderte er seit 1864 in allen Staaten des deutschen Sprachgebietes, die noch nicht wie die Königreiche Württemberg, Bayern und Hannover nach französischem Vorbild ihr Strafrecht modernisiert hatten. Ein ähnlicher Unsinn ist es, wenn Hirschfelds 1896er Broschüre *Sappho und Sokrates* eine Aufforderung »zum Zusammenschluss von gleichgeschlechtlichen Minoritäten im Kampf um Bürgerrechte« enthalten soll (516).

REVOLUTIONÄRE POTENZIALE DE VERWORFENHEIT

Zuzustimmen ist den beiden Dekonstruktivisten, wenn sie sich über gewisse »homosexuelle Intellektuelle« lustig machen (namentlich genannt werden Sigusch, Hocquenghem und Mieli), die »in Anknüpfung an die Vorstellung von der emanzipatorischen Mission der Arbeiterklasse« in den 1970er Jahren verkündeten, Homosexualität »könne auf Grund ihrer Verworfenheit revolutionäre Potenziale entfalten« und »zur gesellschaftlichen Befreiung von geschlechtlichen Rollenwängen, Lustfeindlichkeit und repressiver Sozialisation durch die bürgerliche Kleinfamilie beitragen«

(517 f.) Es wirkt wie ein Akt männlich-kavalierrmäßiger Herablassung, wenn Mattenklott/Woltersdorff den diesbezüglichen Extremismus der bei Lesben damals sehr populären frankoamerikanischen Autorin Monique Wittig (518) bei der Erwähnung ihres Namens mit Diskretion übergehen. Wittig hatte damals eine Revolution unter Führung von Feministinnen und Lesben prophezeit, mittels derer eine neue Ordnung jenseits der Kategorie Sex und jenseits aller Wissenschaft, die immer nur repressiv sei, errichtet wird.¹⁰ Erstaunt registrieren sie lediglich: »Aufgrund der Bezogenheit der Kategorie ›Frau‹ auf die des ›Mannes‹, die deren hierarchische Unterordnung einschließt, geht Monique Wittig sogar so weit zu behaupten: ›Lesben sind keine Frauen.‹« (518).

Zu der realistischeren Einschätzung der »Homosexuellenemanzipation« als ein subjektives Element der Anpassung kultureller Standards an die neueste Stufe der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung können sich Mattenklott/Woltersdorff jedoch nicht verstehen. Stattdessen sehen sie »in der jüngeren Diskussion«, zum Beispiel bei Leslie Feinberg, eine Kritik der »›Zweigeschlechtlichkeit‹« als »Herrschaftskategorie« (518). Doch auch Feinbergs Krieg als Transgender Warrior müsste meiner Ansicht nach (ähnlich wie die noch immer sich wachsender Beliebtheit erfreuende Queer Theory) von historisch-kritischen MarxistInnen als ideologische Reflexe einer Auflösung oder Transformation traditioneller Geschlechterrollen interpretiert werden.

Ohne hierauf einen Gedanken zu verschwenden, schenken Mattenklott & Woltersdorff den schwulen und lesbischen Subkulturen sowie deren Beiträgen zur heterosexuellen Hochkultur ihre Aufmerksamkeit. In dieser Hochkultur, dem »gesamten westlichen Kanon des Bildungsbürgertums«, entdecken sie überall die Homosexualität »als Subtext« irgendwo unterhalb der kanonischen Texte (519). Den Aufstieg vom Subtext zum Text (oder gar Hypertext?) datieren sie auf eine Tat der »europäischen Symbolisten«: die »Dekonstruktion von ›Natürlichkeit‹«. Sie soll zu einer Aufwertung der Schwulen, speziell in den Werken von Oscar Wilde, Thomas Mann und späteren geführt haben. Nicht nur weil eine Begründung fehlt, erscheint diese Datierung willkürlich und beliebig. Es fragt sich, warum der Beginn dieses Prozesses erst bei Wilde und nicht schon mit Balzac, Schopenhauer oder Whitman begonnen haben soll, sondern erst nach der vermeintlichen symbolistischen Dekonstruktion.

Homosexualität ist nicht nur Subtext der Heteros, sie wird auch in der schwulen Subkultur handfest praktiziert. Anders als in den Hoch- soll aber in den Sub-

kulturen eine »Sexualisierung des Mannes als Lust-Objekt« stattfinden (520). Ein zweites subkulturelles Alleinstellungsmerkmal soll die nicht-heteronormative »Modellierung des Geschlechtskörpers« als »›Androgynie‹ und ›Travestie‹« sein. Dass die zahllosen Pippi-Langstrumpf- und Zarah-Leander-Imitationen auf den Tuntentbällen im *Schwuz*, in *Walterchen's Ballhaus* und überall sonst auf der Welt weniger heteronormativ sein sollen als Jack Lemmon in *Some Like It Hot* oder Heinz Rühmann in *Charleys Tante*, will nicht recht einleuchten. Ich möchte sogar behaupten, dass es in den schwulen Subkulturen, abgesehen davon, dass hier Männer mit Männern Sex machen wollen, nichts gibt, das es nicht auch in heteronormativen Sexkulturen gibt, zum Beispiel eine angeblich »umstrittene« sadomasochistische Leder-Szene. Wenn sich Mattenklott/Woltersdorff mit der in Tuntentkreisen oft zu hörende Ansicht identifizieren, schwule Subkulturen seien in ihrer »Körper- und Bewegungskultur« irgendwie besonders innovativ und vorbildlich für die Freizeitgestaltung von Heterosexuellen (sie nennen »Tanz, Popmusik und Mode« sowie »Tätowierungen, Piercing, Bodybuilding, Schmuck usw.«), dann unterstellen sie ein wenig unbedacht, dass es eine schwulenspezifische künstlerische Kreativität gibt, die den von ihnen so genannten Mainstream mit Trendidee beliefert; betrübt konstatieren sie, dass solche Trends, einmal in der heterosexuellen Mehrheitskultur angekommen, »meistens ihre homosexuelle Konnotation verlieren« (520). Hätten sie genauer hingeschaut, dann wäre ihnen womöglich aufgefallen, dass es sich bei allen ihren Beispielen ausnahmslos um Übernahmen aus heterosexuellen Adolezenzkulturen handelt. Die Übernahme ging in die entgegengesetzte Richtung. So erklärt die Empfänglichkeit vieler Tuntent für die Körperschönheit sportlicher junger Männer ihre Begeisterung für Bodybuildingstudios oder die Nachahmung von Körperschmucktechniken, die man sich von der heterosexuell dominierten Punk-Subkultur abguckte.

Einen Kulturbereich jedoch, in dem Schwule jahrzehntelang den schöpferischen Ton angaben, die Damenoberbekleidungsindustrie, wird von Mattenklott/Woltersdorff mit Schweigen übergangen. Dabei wäre der maßgebliche Einfluss, den schwule Modeschöpfer wie Christian Dior, Gianni Versace, Yves Saint Laurent, Pierre Cardin oder Jean Paul Gaultier zunächst auf die Damenmode der Bourgeoisie, bald aber auch bei den lohnabhängigen Massen über Prêt-à-porter-Unternehmen ausübten, durchaus erklärungsbedürftig. Hier könnten möglicherweise die Lieblingsvokabeln der beiden Subkulturkenner: Gender und Geschlechtsidentität von Nutzen sein. Sie vertagen diese Thematik aber lieber auf eine künftige »umfassende Analyse von neoliberalen Kapitalismus, postmoderner Ästhetik und Minoritäten-Politik« (520).

Am Schluss des Subkultur-Abschnitts gibt es ein Lob für die lesbischen Subkulturen, dem aber ebenfalls ein Aroma männlich-arroganter Herablassung anhaftet:

¹⁰ Beispielsweise: Monique Wittig: *The Straight Mind*. Boston 1992, S. 17 ff.; der dort wiederabgedruckte Aufsatz »One Is Not Born a Woman« erschien zuerst 1981 in der US-Zeitschrift *Feminist Issues*.

»Daneben entwickelten lesbische Subkulturen v.a. seit den 1970er Jahren eine Kultur der Gleichheit (»sameness«) mit hohen demokratischen Maßstäben.« (521)

VORURTEILE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG, DER DDR UND DER KOMMUNISTISCHEN PARTEINIITIATIVEN IN WESTEUROPA

Der oft zitierte Brief von Engels an Marx, in dem darüber gewitzelt wird, dass den Päderasten nur noch eine Organisation fehlt, um die Macht im Staat zu erobern, und dass Marx & Engels glücklicherweise zu alt und unattraktiv sind, um nach dem Machtwechsel zwangsweise anal penetriert zu werden, veranlasst Mattenkloft/Woltersdorff zu der Feststellung, der Brief »unterscheidet sich weder im Ton noch im Inhalt von entsprechenden Äußerungen politischer Gegner« (521). Einen solchen Unsinn kann man eigentlich nur behaupten, wenn man keinerlei »entsprechende Äußerungen politischer Gegner« aus der Zeit um 1869 zur Kenntnis genommen hat. Mir ist nur ein Text bekannt, der mit Engels' Päderasten-Brief in Ton und Inhalt vergleichbar wäre: Heinrich Heines (neben Engels' weiterer heteronormativer Männerfreund von Karl Marx¹¹) *Reisebilder II* von 1829, in denen er über den antisemitischen und schwulen Dichter Platen spottet. Engels' und Heines antischwule Witzeleien unterscheiden sich aber fundamental von allen um 1850 gegen Päderasten oder Urninge gerichteten Polemiken. Während letztere verschärfte Verfolgungsmaßnahmen forderten und theologisch oder strafrechtlich begründete Verdammungsurteile verkündeten, fehlt beides bei Heine und Engels, stattdessen Witzchen übers Arschficken.¹²

Eine ähnlich haarsträubende Missinterpretation wird leider auch den beiden Aufsätze angetan, die Eduard Bernstein 1895 in der *Neuen Zeit* aus Anlass des Prozesses gegen Oscar Wilde veröffentlichte.¹³ Bernstein soll dort die Ansicht vertreten haben, Homosexualität »sei ein Symptom der Dekadenz«, sei »bourgeois

¹¹ »Wenn ich die Courage meines Freundes H. Heine hätte, würde ich Herrn Jeremias ein Genie in der bürgerlichen Dummheit nennen.« (MEW 23, S. 637)

¹² Seine wütesten Zote wagt Engels dem Freund aber nur auf französisch mitzuteilen: »Guerre aux cons, paix aux trousses-cul« (MEW 32, S. 324). Das prüde Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED übersetzt: »Krieg den vorderen, Friede den hinteren Leibesöffnungen« (ebd.) – Heines vielleicht frechster einschlägiger Witz geht so: »Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen Hallermünde? frug ich jüngst einen solchen Mann. Sitzfleisch! war die Antwort. Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiederte jener, Sitzfleisch auch in Betreff des Inhalts.« (Heine: Säkularausgabe, Band 6. Berlin & Paris 1986, S. 125.)

¹³ Auf der Homepage der Friedrich-Ebert-Stiftung ist *Die Neue Zeit* komplett als Faksimile-Volltext zugänglich, incl. Bernsteins 1895er Wilde-Aufsätze »Aus Anlaß eines Sensationsprozesses« und »Die Beurteilung des widernormalen Geschlechtsverkehrs«.

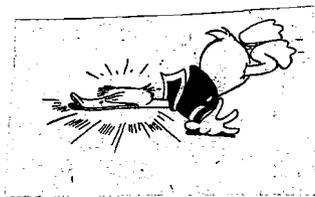
Luxuskonsum« und obendrein sei es »die kapitalistische Gesellschaft, die H produziert«. (522) Tatsächlich führt Bernstein aus, dass die »Mannesliebe« ebenso wie die »weibliche Eigengeschlechtsliebe« »so alt und so verbreitet, auf so verschiedenartigen Kulturstufen anzufinden ist, daß sich von keiner Kulturstufe der Menschheit mit Sicherheit sagen läßt, sie sei von dieser Erscheinung frei gewesen.« Nirgendwo behauptet Bernstein, dass die Homosexualität von der kapitalistischen Gesellschaft produziert werde oder gar Symptom einer Dekadenz sei, wohl aber weiß er, »daß die moralischen Anschauungen geschichtliche Erscheinungen sind, die nicht darnach sich richten, was etwa im Naturzustand war, sondern was auf einer gegebenen Entwicklungsstufe der Gesellschaft ist, für die das dieser Entsprechende das Normale ist.« Ähnlich abwegig ist Mattenkloft/Woltersdorffs Behauptung, Bernstein habe Homosexualität für »ein Symptom der Dekadenz« gehalten. Bernstein spricht an keiner Stelle von Dekadenz der kapitalistischen Gesellschaft.¹⁴ Er hält Oscar Wilde für einen »Schüler und Nachahmer [...] der Decadence-Literaten Frankreichs, deren erster bewußter und berühmtester Vertreter Baudelaire war, der Dichter der »Fleurs du mal««. Diese Baudelaire-Epigonen »nennen sich deshalb herausfordernd Verfallsmenschen – »Decadents««. Bernstein erkennt demnach sehr wohl, hundert Jahre vor Mattenkloft und seinem »Bilderdienst«, dass jene Decadents à la Baudelaire eine ästhetische Opposition betreiben und ihre Produktion auf dem kapitalistischen Markt zu Geld machen. Sie sind anders als frühere Romantiker fasziniert vom »fashionablen« Leben der Großstadt: »Der Verfallsmensch ist [...] ein nicht zu sehr aus der Art geschlagener Abkömmling des Romantikers. Er blickt nicht wie dieser zurück in die Vergangenheit, aber er blickt auch nicht vorwärts in die Zukunft, in Bezug auf die er Skeptiker ist. Er sucht die Blume der Romantik nicht auf den Bergen, im Gemäuer verfallener Schlösser, noch in Gemälden der Zukunft, sondern in den fashionablen Höhlen der heutigen Weltstadt. Das Raffinement des weltstädtischen Lebens thut es ihm an.« Immerhin scheinen Mattenkloft/Woltersdorff Bernsteins eigentliche Intention zu ahnen: die Abschaffung des deutschen Schwulenstrafrechts. Wenn sie aber davon erzählen, wie August Bebel »diese Forderung 1898 in den Reichstag« einbringt, wird gleich alles wieder falsch und verkehrt. Sie behaupten allen Ernstes, Bebel habe den § 175 des Reichsstrafgesetzbuches mit dem Argument kritisiert, »dass der Staat Religion und Sittlichkeit zur Stabilisierung der Klassenverhältnisse missbrauche« (522). Bebel hat tatsächlich nichts dergleichen im Reichstag gesagt, ebenso wenig wie die SPD bald darauf »Krupps schwule Extravaganzen auf

¹⁴ Das blieb wohl erst Lenin vorbehalten, der häufig von »Stagnation und Fäulnis« in Kultur und Gesellschaft des Imperialismus spricht, Homosexualität aber niemals erwähnt.

Capri als Exempel ›kapitalistischen Magnatentums‹ angeprangert hat (522). Bebel hat den § 175 unter anderem wegen der klassenspezifischen Anwendung kritisiert: die armen Schwulen werden bestraft und die reichen können ihren Reichtum nutzen, um straflos im Ausland ihre Bedürfnisse mit Prostituierten zu befriedigen. So auch der *Vorwärts* in seinem vielgescholtenen Artikel »Krupp auf Capri«: »So lange Herr Krupp in Deutschland lebt, ist er den Strafbestimmungen des § 175 verfallen. Nachdem die Perversität zu einem öffentlichen Skandal geführt hat, wäre es die Pflicht der Staatsanwaltschaft, sofort einzugreifen. Vielleicht erwägt man jetzt, um diesen das Rechtsgefühl verletzenden Widerspruch zwischen Gesetz und Anwendung des Rechtes zu beseitigen, die Beseitigung des § 175, der das Laster nicht ausrottet, aber das Unglück zur furchtbaren Qual verschärft. Von sozialdemokratischer Seite ist ja im Reichstag mehrfach auf eine solche Reform gedrungen.«¹⁵ Nichtsdestoweniger ist es angemessen, wenn der SPD, der DDR- und der BRD-Regierung bei ihren einschlägigen Reformbemühungen »Halbherzigkeit« vorgeworfen (523) und die Homosexuellenpolitik in der Sowjetunion als »zweideutig« gerügt wird (523).

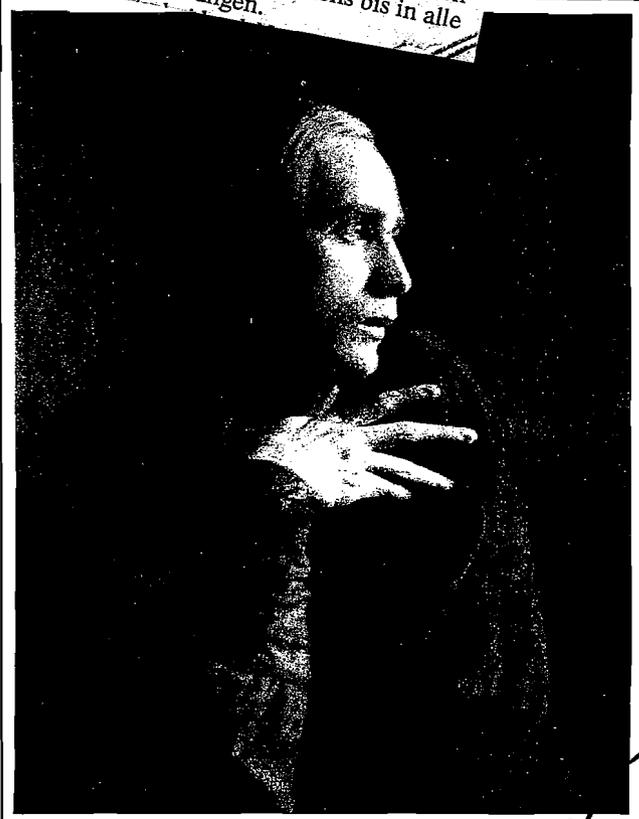
INFRAGESTELLUNG DER HETEROSEXUELLEN MATRIX

Für uns Ältere erscheint es als hübsche Geste, wenn der Artikel Homosexualität mit dem Wendung »in Frage stellen« endet (524). Das weckt Erinnerungen an die wilden Jahre der Westberliner von kleinbürgerlichen Studenten und anarchistischen Hippies dominierten Schwulenbewegung, in deren Rhetorik »in Frage stellen« eine wichtige Rolle spielte. Infrage gestellt wurde vieles, speziell die bürgerliche Sexualmoral, die Kleinfamilie, Zwangsheterosexualität, traditionelle Geschlechterrollen, Verachtung effeminierten Schwuler, das Schwulenstrafrecht und dergl. Der Ausdruck bot manchen Vorteil. Da er sinnverwandt sowohl mit ›bezweifeln‹ wie mit ›gefährden‹ ist, vermittelte er das Gefühl, als habe man tatsächlich die bürgerliche Sexualmoral bedroht, wenn man einen entsprechenden Slogan auf ein Flugblatt schrieb oder im Sprechchor bei einer Straßendemo rief – Radikalität als Wildesche Pose.



¹⁵ Bebel's Reichstagsreden sind außer in den Reichstagsprotokollen auch im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Band 1, 1899, S. 272 ff. abgedruckt; der Artikel »Krupp auf Capri« im *Vorwärts* vom 15.11.1902 und im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Band 5, 1903, S. 1305 ff.

Dabei hat Burckhardt das Revolutionszeitalter nicht nur negativ bilanziert. Auf der positiven Seite stand, dass die ungeheuren Veränderungen seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts dem historischen Interesse einen unvergleichlichen Auftrieb gaben. Sowohl die weiter zurückliegende Vergangenheit als auch alles, was seit 1789 ans Tageslicht gekommen war, hatte, wie er sich ausdrückte, einen zwingenden Charakter angenommen, dem sich die Zeitgenossen nicht entziehen konnten. Für Burckhardt war Geschichtsschreibung seither etwas anderes geworden. Seine Formel für das Erkenntnisinteresse des Historikers lautet 1867: »Wir möchten gern die Welle kennen, auf welcher wir im Ozean treiben, allein wir sind diese Welle selbst.« Und zwei Jahre später: »Sobald wir uns die Augen ausreißt, bemerken wir freilich, daß wir auf einem mehr oder weniger gebrechlichen Schiff auf einer Million Wogen dahintreiben, welche durch die Revolution in Bewegung gesetzt worden sind. – Wir sind dieses Woge selbst.« Die vielen Varianten dieses Bildes kulminieren immer in dem »Wir sind diese Woge selbst«, das der geschichtlichen Erkenntnis eine nahezu unmögliche Aufgabe überträgt. Denn der Distanz bemühte Betrachter ist in jedem Augenblick – unabhängig von dem, was er selbst denken möchte – von den Hauptkräften des Geschehens bis in alle Fasern durchdrungen.



Lisi Zeßen, Berlin. Bildnis Harald Kreuzberg 18x24 cm, Aufnahme auf Agfa-Ultra-Spezialplatte, Brennweite 4,5 cm, Dezember, 1 1/2 Sek.

Eduard Bertz - Ein Bekenntnis

Die aufmerksame *Capri*-Leserschaft mag den Namen Eduard Bertz noch in Erinnerung haben (zuletzt: E.B. »Friedrich Nietzsche. In memoriam«, in: *Capri*, Nr. 30, Juni 2001, S. 3-6); mit seiner Bio-Bibliografie wird sie allerdings kaum vertraut sein. Deshalb wird verwiesen auf www.kulturportal-brandenburg.de, wo unter »Literatur« und folgend »Autoren« der einzige verlässliche Kurzeintrag zu Leben und Werk dieses Potsdamer Schriftstellers (1853-1931) zu finden ist.

Zum Verständnis der hier erstveröffentlichten Briefe aus dem Jahr 1905 sei Bertz' »in langjähriger Entwicklung« vollzogene Auseinandersetzung mit Walt Whitman (1819-1892) und dessen Hauptwerk *Leaves of Grass* skizziert. Angesichts der weit über das Briefdatum hinausgehenden Hinweise mag man von Whitman als Bertz' Lebensthema sprechen. Seine anfängliche Faszination durch dessen Lyrik bleibt; radikal verändern tut sich hingegen sein Blick auf die Persönlichkeit des Dichters. Inwieweit Bertz' allmähliche Erkenntnis der Differenz von Werk und Leben Whitmans mit der Bewußtwerdung der eigenen Homosexualität einhergeht, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Irritierend – oder bemerkenswert – ist lediglich die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, mit der sich Bertz über Jahrzehnte hinweg an Whitman abarbeitet – das als »typisch deutsch« abzutun oder als schwules schlechtes Gewissen zu verstehen dürfte in Kenntnis von Bertz' Biografie und seiner gesamten bekannten veröffentlichten wie unveröffentlichten Korrespondenz zu kurz greifen (ohne damit ganz falsch zu sein), äußerte sich Bertz doch immer aufrichtig, ernsthaft, gewissenhaft und in jeder Weise unironisch. Leider fehlen weitere briefliche oder andere Dokumente, mit denen seine Haltung oder Einsicht zu ergänzen oder zu erklären wäre. Das im zweiten Brief gemachte Geständnis, homosexuell zu sein, kommt bei aller Deutlichkeit gleichwohl gewunden daher.

Mit Whitmans Werk kommt Bertz erstmals in Berührung während seiner Arbeit 1881-1883 als Siedler und Bibliothekar in der von Thomas Hughes gegründeten Agrarkolonie in Rugby, Tennessee. Er ist von Whitmans Versen beeindruckt und zitiert ihn in seinem Erstlingswerk *The French Prisoners. A Story for Boys*.¹ 1889 widmet Bertz dem berühmten Dichter einen Artikel zum 70. Geburtstag,² danach beginnt er mit ihm zu

korrespondieren und nimmt nach seinem Tod dauerhaft Kontakt zu dessen Nachlassverwalter Horace Traubel auf.³ Knapp zehn Jahre später beginnt Bertz über Whitman zu schreiben: 1901 erscheint seine Rezension zu: Walt Whitman. *Novellen*. Ins Deutsche übertragen von Thea Ettliger. Mit einem Geleitwort von Johannes Schlaf. Minden 1901.⁴ Zudem publiziert Bertz in *Spemanns goldenes Buch der Weltliteratur*, als dessen Mitherausgeber er fungiert, im von ihm verfassten Abschnitt »Amerikanische Literatur« einen hymnischen Eintrag zu Whitman.⁵ Wenige Jahre darauf erscheint,

³ Vgl. Walter Grünzweig: »Adulation and Paranoia: Eduard Bertz's Whitman Correspondence (1889-1914)«, in: *The Gissing Journal* 27 (1991), No. 3, S. 1-20, und No. 4, S. 16-35.

⁴ In *Das litterarische Echo. Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde* 3 (1900/1901), Heft 15, Mai 1901, Sp. 1079-1080. Lobend schreibt Bertz dort: »Eine wertvolle Beigabe ist das Geleitwort von Johannes Schlaf, der sich um das Bekanntwerden Whitmans in Deutschland hohe Verdienste erworben hat. Nachdrücklich betont er, daß dieses »erste große Genie einer neuen monistischen Religion« gegen den schädlichen Einfluß Nietzsches auf die deutsche Litteratur eine heilsame Gegenwirkung ausüben könnte, und man muß ihm zustimmen.«

⁵ 1901 heißt es schwärmerisch: »Der modernste von allen Dichtern, hat er die ganze wissenschaftliche Forschung des Jahrhunderts absorbiert und alle ihre Thatsachen als dichterischer Interpret der monistischen Weltanschauung zu einer grandiosen Harmonie verbunden. (...) Seine universelle Sympathie macht ihn zum Verherrlicher des Durchschnittsmenschen; darum er ist auch der Dichter der Demokratie. Sein Glaube weist in die Zukunft; in seinen Worten lebt die unendliche Hoffnung. Eine robuste Kraft, eine große Gesundheit erfüllt ihn, und er liebt alles Starke, Athletische, ja, er kann sich nicht genug thun, die Heiligkeit des Leibes zu rühmen. (...) Viele seiner Gedichte sind von einer unvergleichlichen Innigkeit und köstlichstem Stimmungszauber. (...) In Leben und Dichtung war er ein Beispiel edelster Menschenliebe, vielleicht die größte moralische Kraft, die Amerika bisher erzeugt hat, und die Menschheit wird ihn dereinst zu ihren geistigen Befreierern zählen.« – 1912 hingegen, in *Spemanns durchgesehener, ergänzter neuer Ausgabe des Goldenen Buches der Weltliteratur*, ist Bertz weitaus kritischer, distanzierter bis strikt ablehnend, ohne jedoch Whitmans Rang als Wortschmied zu schmälern: »In seinen Dithyramben glaubte er seinem Lande die Bibel einer neuen Religion darzubieten, ja, er betrachtete sich als Nachfolger Christi, als den Heiland der neuen Welt, und eine kleine Gruppe geräuschvoller Anhänger hat ihn eine Weile als solchen verkündet. Freilich ohne Erfolg; denn diesem Anspruch fehlte bei der Unselbständigkeit und Verworrenheit seiner Gedanken die innere Berechtigung. Die idealistische und pantheistische Mystik, mit deren unverstandenen Phrasen er anfänglich spielte, verschmolz sich bei ihm mit einem fast materialistischen Realismus. (...) In ihrem Kern ist seine Weltanschauung nichts als die seichte Physikotheologie des 18. Jahrhunderts. Sein unbestreitbares Eigentum, aber auch der

¹ London: Macmillan 1884; New Edition with [6] Illustrations by J. Macfarlane, ebd. 1902. Als Motto zu Kapitel XIX dienen zwei Zeilen aus den *Leaves of Grass* (Kapitel »Drum-Taps«, Abschnitt »Reconciliation«): »Word over all, beautiful as the sky./ Beautiful that war and all its deeds of carnage/ must in time be utterly lost.«

² In *Deutsche Presse. Organ des deutschen Schriftstellerverbandes* 2 (1889), Nr. 23, 2. Juni 1889, S. [177]-179).

als Ergebnis neuer Erkenntnisse und Folgerungen, im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 7 (1905) »Walt Whitman. Ein Charakterbild«, gefolgt von *Der Yankee-Heiland. Ein Beitrag zur modernen Religionsgeschichte* (1906), *Whitman-Mysterien. Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf* (1907)⁶ und dem Artikel »Posthumes von Walt Whitman« in *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* 1 (1908), Nr. 6. – 1913 rezensiert Bertz W.C. Rivers' *Walt Whitman's Anomaly* (London 1913) im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 13, Heft 4, Juli 1913; im selben Jahr beteiligt er sich mit vier Leserbriefen an den *Mercure de France* »Apropos de Walt Whitman« an einer erneut entflammten Kontroverse über Whitmans Charakter, in die u.a. Guillaume Apollinaire involviert ist. 1922 schließlich kommt Bertz' bis heute letzte bekannte Veröffentlichung heraus: »Eine lyrische Geschlechtsumwandlung bei Walt Whitman«, in *Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees am 15. Mai 1922*, 22. Jg., Heft 3/4, Juli/Oktober 1922.

Der »Calamus«-Abschnitt aus Whitmans *Leaves of Grass*, den Bertz eigens für sein »Charakterbild« übersetzt und der nicht nur für ihn Inbegriff ist für die Verherrlichung einer Freundschaft, »in der körperliche Berührung und eine Art stillschweigend wollüstiger Stimmung wesentliche Elemente sind«,⁷ soll 1907 als Einzelband erscheinen; im *Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees* Nr. 12, 1. Dezember

anfechtbarste Teil seiner Lehre, war allein sein »Evangelium der Kameradschaft«. In diesem predigte er den Sieg der kommenden Demokratie und des sozialen Friedens durch die Ausbreitung einer entschieden sinnlich gefärbten Liebe des Mannes zum Manne, deren Keime er in jedem Manne zu erkennen glaubte. Das war eine unzulässige, höchst subjektive Verallgemeinerung seines eigenen, durchaus anormalen Gefühlslebens. Seine »Kalmuslieder« (...) sind unzweideutige Bekenntnisse seiner konträrsexuellen Veranlagung (...) So hat er als Religionsstifter Fiasko gemacht. Dagegen als Künstler ist er unbestreitbar sehr ernst zu nehmen. Allerdings zwingt seine exzentrische Natur auch in dieser Beziehung zu manchem Vorbehalt. (...) schlimmerer Geschmacklosigkeiten machte er sich schuldig, indem er, ein moderner Phallusanbeter, die intimsten Vorgänge des Geschlechtslebens in seinen adamitischen Gedichten mit widerlicher, platt prosaischer Ausführlichkeit beschrieb. Aber (...) Wo die Begeisterung ihn fortreibt, ist er ein echter, tief und wahr empfindender Dichter von grandiosem Flug der Phantasie, und sein gewaltiges Pathos hat etwas geradezu Berausches. (...) Seine »Kalmuslieder« bezeugen auch, daß er über eine zarte, im besten Sinne lyrische Stimmung verfügt. (...) Er war eine disharmonische Natur, ohne Naivetät, daher oftmals gewaltsam und unwahr; aber in seinen besten Stunden gelangen ihm unvergleichliche Schöpfungen.«

⁶ Dies war eine Reaktion auf Schläfs mit Invektiven gepflastertes Pamphlet *Walt Whitman Homosexueller? Kritische Revision einer Whitman-Abhandlung von Dr. Eduard Bertz*. Minden 1906.

⁷ Havelock Ellis / J.A. Symmonds. *Das konträre Geschlechtsgefühl*. Deutsche Original-Ausgabe besorgt unter Mitwirkung von Dr. Hans Kurella. Leipzig 1896 (= Bibliothek für Socialwissenschaft, Band 7), S. 19.

1906, wird, deutlich hervorgehoben, für eine Subskription des Buches geworben. Bereits in *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender* 28 (1906) unter dem Eintrag zu Bertz als »Walt Whitmans Kalamuslieder« angezeigt, erscheint der Band gleichwohl nicht. Einen gesonderten Passus zu »Calamus« arbeitet Bertz schließlich ein in seine Rezension von Xavier Maynes *The Intersexes*, in *Vierteljahrberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees*, Oktober 1911. So wie er Ende April desselben Jahres einen Vortrag über Whitman anlässlich einer WhK-Versammlung hält, erwähnt er den US-Poeten auch in einigen seiner Werke: *Das Sabinergut* (1896), *Philosophie des Fahrrads* (1900), *Die Weltharmonie. Monistische Betrachtungen* (1908).

Bertz' Enragement wegen der Person und des Poeten Whitman, aber – soviel wird klar – auch wegen seiner selbst ist kaum denkbar ohne sein Engagement für das von Magnus Hirschfeld gegründete Wissenschaftlich-humanitäres Komitee. Bertz unterzeichnet 1898 dessen Aufruf gegen den § 175 RStGB und leistet nachweisbar ab 1901 regelmäßige Beitragszahlungen; 1910 wird er zum Obmann gewählt. Hier findet er früh ein Umfeld, in dem er sich sicher bewegen kann: offen Interesse an Fragen der Homosexualität bekundend und wissenschaftlich darüber publizierend, und wohl gerade deshalb in der Lage, seine privaten Neigungen kompensierend zu überdecken. Die Wortwahl des zweiten Briefes an den unbekanntem Geheimrat verweist auf Bertz' Doppelexistenz, wie sie das Schlusskapitel des »Charakterbildes« nahelegt: scharfer Kritik steht eine am Ende versöhnliche, Spannungen ertragende Haltung gegenüber, die sowohl seinem Objekt Whitman, an das er noch manches Jahr gebunden sein wird, als auch ihm selbst gilt. Vor allem aber offenbaren diese Zeilen vom November 1905 den Dissenz, der Bertz von der »offiziellen« WhK-Ideologie trennt. Bertz glaubt, darin ganz auf der Linie psychiatrischer Lehrmeinungen aus dem späten 19. Jahrhundert (Krafft-Ebing u.a.), die Homosexualität sei ein »Symptom der Entartung« und ein »pathologischer Zustand«. Sich selbst hält er jedoch für etwas Besseres als seine schwulen »Leidensgefährten«, nämlich für einen »Edel-Uranier«, der die »effeminierte Masse« tief unter sich sieht. Als Verehrer Nietzsches versucht Bertz hier offensichtlich, dessen Herrenrassen-Übermenschen in die Welt der Homosexuellen zu verpflanzen und dort als Edel-Uranier zu präsentieren. Die WhK-Ideologie wurde zwar stets und ziemlich kompromisslos von Hirschfeld vertreten, doch nicht erst 1905 gab es innerhalb des Komitees eine Vielzahl alternativer Ansichten zur Homosexualität, die leidenschaftlich diskutiert wurden. Die eher konservative Entartungs- und Pathologie-Theorie, der Bertz anhing, mag als die damals vorherrschende angesehen werden; die an Schopenhauer orientierten Anschauungen eines Benedict Friedländer, die 1906 zu einer Abspaltung vom WhK führen sollten, wurde von den Beteiligten als avantgardistisch, von Bertz hingegen als illusionär empfunden.

Der Abdruck beider Briefe erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek (Signatur: Staatsbibliothek zu Berlin, Autogr. I/4416). – Die Briefe sind in deutscher Kurrentschrift verfasst; Unterstreichungen werden beibehalten, lateinisch geschriebene Wörter werden kursiv wiedergegeben. – Der Empfänger der beiden Briefe konnte nicht ermittelt werden.

Brief 1: 3 Seiten Manuskript

Potsdam, 14. September 1905. Waisenstrasse 27.

[andere Handschrift, drei Zeilen]

7.XI. [?]

[?]

Sanssouci [?] Philosoph [?]

Hochverehrter Herr Geheimrat,

Für Ihre lebenswürdige Beurteilung meiner Whitman-Arbeit^[1] möchte ich Ihnen in einigen Worten meinen herzlichen Dank aussprechen. Sie können sich wohl denken, daß ich erst in langjähriger Entwicklung den Mut gewonnen habe, ein solches Problem schriftstellerisch zu behandeln. Aber meine Motive waren gut, und ich bereue es nicht.

Sie nehmen an dem Schlußwort über den Edel-Uranier^[2] Anstoß. Es hat mich dazu wohl hauptsächlich der Wunsch veranlaßt, versöhnlich abzuschließen, nachdem ich Whitman so unbarmherzig zerzaust hatte. Ich bin aber gern bereit, zuzugeben, daß die Homosexualität, auch die der Edel-Uranier, unter allen Umständen ein schweres Gebrechen ist, und eine Theorie wie Jägers „Supervirilität“^[3] halte ich für Unsinn. Das Wort von der „Auslese“ meine ich nur relativ.

Der von mir angegriffene Johannes Schlaf^[4] schreibt mir heute, er würde sich nicht getrauen, Whitman einen Uranier oder Edel-Uranier zu nennen. Er sei für ihn ein Mann und einer von jenen großen selt-

¹ Das ist der Essay »Walt Whitman. Ein Charakterbild«, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität* 7 (1905), Band I, S. 153-287. – Eine ausführliche Rezension von Herbert Stegemann erscheint im *Korrespondenzblatt der Gemeinschaft der Eigenen*, No. 4, Ende Oktober 1905; eine kurze, prägnante Zusammenfassung von L.[udwig] Krähe bringen die *Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte* Band 16 (Jahr 1905), S. 449. Mehrfach gewürdigt wird Bertz' führende Rolle in der Causa Whitman von Numa Praetorius: »Zur Homosexualität von Walt Whitman«, in *Vierteljahresberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees während der Kriegszeit* 17, Heft 2 und 3, April und Juli 1917, S. 68-76.

² Das Schlußwort (*Jahrbuch* 7 [1905], S. 286-287 = Abschnitt 17) lautet vollständig: »Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, Walt Whitmans eingeborene homosexuelle Natur, die mit so großer Anmaßung abgeleugnet worden war, zu beweisen, und ich bin mir bewußt, daß mir die Lösung gelungen ist. Aber ich hoffe auch den Nachweis geführt zu haben, daß er, trotz so mancher fragwürdigen Seite in seinem Wesen, zu den höheren Homosexuellen gehörte, daß er ein Edel-Uranier war. Ob er mit dem gleichen Rechte, mit dem *Sokrates* von *Gesner* so genannt wurde, als *sanctus paederasta* charakterisiert werden darf, ist vielleicht zweifelhaft. Man wird die Frage verneinen, wenn man bedenkt, wie sehr seine feminine Seele von der rohen Kraft, dem rein sinnlichen Reiz des männlichen Geschlechts überwältigt wurde; aber man wird sie freudig bejahen, wenn man sich erinnert, in welchen nimmermüden Liebesopfern und in welcher wahrhaft weltumfassenden Sympathie sie Frucht trug. Auf alle Fälle ist Whitman ein neuer Beweis, daß gewisse glückliche Mischungsverhältnisse der Geschlechtscharaktere, gewisse von Zeit zu Zeit immer wieder erreichte Stufen der Homosexualität den Uranier nicht unter den männlichen Durchschnitt hinabdrücken, sondern ihn darüber erheben. *George Meredith* sagte einmal: »Hin und wieder trifft man auf Männer, die das Weib in sich tragen, ohne weibisch zu sein: sie sind die Auslese der Männer.« Der feinsinnige englische Psycholog hat bei diesem Worte wohl kaum an die Homosexuellen gedacht, und auf deren Majorität läßt es sich auch nicht anwenden. Aber ganz gewiß gilt es von den Edel-Uranieren, zu denen Whitman gehört.« – und, das sei erlaubt anzufügen, zu denen wohl auch Bertz gezählt werden möchte.

³ Gustav Jäger (1832-1917), Zoologe. – Verwiesen sei zum Begriff Supervirilität auf zwei Kapitel aus Jägers Hauptwerk *Entdeckung der Seele*, wiederveröffentlicht in: Karl Maria Kertbeny. *Schriften zur Homosexualitätsforschung*. Hg. von Manfred Herzer. Berlin: Verlag rosa Winkel 2000, S. 231-254 und 255-328.

⁴ Johannes Schlaf: (1862-1941), führender Whitman-Apologet in Deutschland; Übersetzer einer Auswahl aus den *Leaves of Grass* (*Grashalme*. Leipzig [1907]). Nach der Veröffentlichung des »Charakterbildes« wird er Bertz' schärfster Widersacher im öffentlich ausgetragenen Streit um Whitmans vermeintliche Homosexualität. – Der erste bekannte Brief von Bertz an

samen Inkommensurablen, die nur durch sich und von sich völlig verstanden werden. Er sei ihm einer der großen Athleten der neuen Seele; und vielleicht ihrer der bis dahin größte; denn er sei sieghaft zu einem neuen Positivismus, zu einer Synthese gelangt.

Ich habe in diesem Sommer sechs Wochen in dem überaus schön gelegenen Ilfeld im Harz verlebt und von da aus viele Touren (Kyffhäuser, Brocken, Hohegeiß, Bad Sachsa, Stolberg, Gunstenberg, Artern[)] gemacht und zuletzt noch ein paar Tage in Eisleben zugebracht und von da aus wieder die Grafschaft Mansfeld durchwandert.

Bei der Wahl dieses Erholungsortes leitete mich das Bedürfnis, das Material zu einem vor drei Jahren begonnenen Wanderbuch^[5] zu ergänzen.

Herzlich und in aufrichtiger Verehrung grüßt Sie Ihr ergebenster

Eduard Bertz.

Brief 2: 8 Seiten Manuskript

Potsdam, 8. November 1905. Waisenstrasse 27.

Hochverehrter Herr Geheimrat,

Sie müssen mir schon die Freude lassen, wie es recht und billig ist, selbst der Dankende zu bleiben. Auch möchte ich Ihnen sagen, daß jenes von Ihnen geäußerte Bedenken mir ein Warnungsruf gewesen ist, der immer noch in mir nachklingt. Ich kann ja nun ganz offen sein; denn Sie haben zweifellos verstanden, daß es ein „Wissender“ war, der dies Charakterbild Whitmans gezeichnet hat.

Sie erinnern sich, daß ich Ihnen einmal in einer dunklen Stunde gestand, es sei Vergessen, das ich auf dem Rade suchte, und daß ich Ihnen vielleicht einmal in einer Arbeit den Schlüssel zu diesem Worte geben würde. Der Essay über Whitman ist also dieser Schlüssel.

Aber ich wäre wohl doch nicht imstande gewesen, Whitman so objektiv zu beurteilen, wie ich es getan habe, wenn ich nicht zu den auf S. 233 erwähnten Ausnahmen „mit männlichem Verstand“ gehörte.^[6] Wenigstens glaubte ich Ursache zu dieser Einbildung zu haben, wenn ich sehe, wie ungeheuer subjektiv die meisten meiner Leidensgefährten sind, die sich entweder für vollkommen normal und gesund, ja wohl gar als die eigentlich höheren Menschen betrachten, oder die da glauben, im Grunde seien alle Menschen bisexuell, und das Vorurteil gegen die Homosexuellen sei nur das Ergebnis einer Massen-

Schlaf vom 12. November 1897 (in: *The Gissing Journal* 27 [1991], No. 3, S. 11) ist getragen von Sympathie, dabei die eigene Rolle als Whitman-Verehrer und -Kenner betonend (dies als Reaktion auf Schlags Whitman-Artikel in: *Neuland. Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Litteratur und Kunst*, 1. Jg., 1. Heft, Oktober 1896, S. 7-11, in dem Bertz nicht erwähnt wird). – Ein Separatdruck von Bertz' Whitman-Schrift trägt die Widmung »Herrn Dr. Johannes Schlaf / ganz ergebenst überreicht / vom Verfasser. / Potsdam, 4. Sept. 1905.« (Kreismuseum Querfurt, Johannes-Schlaf-Archiv).

⁵ Hierbei handelt es sich vermutlich um das bereits in *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender* 25 (1903) aufgenommene, aber nie veröffentlichte Werk »In Luthers Heimat«.

⁶ Bertz schreibt dazu folgendes: »Was das *Instinktive* in [Whitmans] Natur betrifft, so ist auch dies ebenso sehr eine urnische wie eine weibliche Eigentümlichkeit. (...) Die Homosexuellen teilen diese Eigenschaft zumeist mit der Frau. „Der Urning schafft fast stets aus dem Gefühl heraus. Das zielbewußte, verstandesmäßige Arbeiten des Mannes ist ihm nicht eigen“, lesen wir bei *Hirschfeld*. Ausnahmsweise gibt es allerdings auch Uranier mit männlichem Verstand; aber zu ihnen gehörte Whitman mit Entschiedenheit nicht. Das Unzulängliche seiner Weltanschauung findet in dieser weiblichen Geistesart durchaus seine Erklärung. Er gestand selbst von sich (...), er habe kaum je im Leben etwas mit bewußter Absicht getan. Immer folgte er seinen Trieben und Impulsen, dem inneren Gebot, dem inneren Licht, der Intuition der Seele (...).«

suggestion. Ich habe solchen Selbsttäuschungen gegenüber immer auf dem Standpunkt der wirklich Normalen gestanden und halte die Homosexualität, ganz im Gegensatz zu den allermeisten Homosexuellen, für ein Symptom der Entartung und für einen pathologischen Zustand. Infolge dessen bin ich überaus skeptisch gegen alle Selbstverherrlichungen der Homosexuellen und suche mich von allen Illusionen frei zu halten.

Ich mußte daher über Ihren Einwurf erschrecken und mich fragen, ob der blinde Instinkt mir nicht doch vielleicht einen Streich gespielt habe. Aber ich hoffe: nein. Denn die Edel-Uranier, von denen ich sprach, sind ja doch die allerseltensten Ausnahmen.

Und selbst von ihnen gilt mein Wort von der „Auslese“ nur relativ, d.h. in Bezug auf Geist und Charakter. Im absoluten Sinne hätte ich es gar nicht meinen können; denn ich weiß nur zu gut, in welchem furchtbaren Konflikt gerade der höhere Homosexuelle sich mit sich selbst und der Welt innerlich befinden muß, viel mehr als die effeminierte Masse. Und vom physiologischen Standpunkt sage ich ganz offen: Kein Homosexueller ist superviril, sondern selbst der Edel-Uranier ist subviril.

Trotzdem bin ich Ihnen für Ihren Einwurf sehr dankbar, da er mich zur Vorsicht mahnt. Denn gerade in dieser Frage kann man gar nicht besonnen genug sein.

Jedoch hindert mich meine Selbstkritik nicht, sehr energisch gegen das Vorurteil der normalen Majorität Front zu machen. Viele Homosexuelle mögen zum Auswurf der Menschheit gehören, aber viele Normale nicht minder. Und viele Homosexuelle stehen geistig und sittlich hoch über vielen Normalen. Und die Masse der Normalen ahnt gar nicht, wieviel Geist und ethisches Empfinden diese verachteten Homosexuellen beseelt. Es ist ganz gewiß, daß eine für das Allgemeine sehr wertvolle Kraft entbunden werden würde, wenn der Druck des Vorurteils, unter dem sie sich verzehren, von den Homosexuellen genommen werden könnte. Und schon an und für sich haben diese etwas Großes (was auch eine ethische Kraft ist) vor den Normalen voraus: sie sind die unschuldig und wider alles natürliche Recht Verfolgten, während die Normalen an ihnen nur das barbarische Recht der Gewalt ausüben. Jetzt wendet sich endlich das Blatt, und die Homosexuellen werden die wahren Ankläger, die Normalen aber die Angeklagten.

Es ist unsäglich, welches Unrecht sie im Laufe der Jahrhunderte denen zugefügt haben, die durch ihre Natur wahrlich schon unglücklich genug sind.

Aber Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen: „Das Gebiet verlangt ein ganzes Studium, ja mehr als das.“ Wirklich mehr als das. Ich behaupte: in dieser Frage sind die Homosexuellen, wenigstens die kritisch veranlagten und wissenschaftlich geschulten, die einzigen wirklichen Sachverständigen.

Denn kein Normaler kann in die Seele eines Homosexuellen hineinsehen. Selbst von *Moll* gilt das.^[7] Eben darum habe ich es auch als meine Pflicht erkannt, endlich mitzusprechen. Ich habe lange gekämpft, ehe ich diesen Standpunkt gewann. Nun aber ist mir's gelungen, mich von allen ängstlichen Rücksichten frei zu machen, und erst jetzt habe ich ein reines Gewissen.

Als Sie mir zuerst Ihren freundlichen Anteil an meinen Arbeiten bezeigten, ahnte ich nicht, daß ich Ihnen jemals solche Bekenntnisse ablegen würde. Ich habe bisher nur zu Auserwählten offen von diesen Dingen gesprochen. Meine beiden besten Freunde, Rehfeldt in Frankfurt^[8] und der nun leider ver-

⁷ Albert Moll (1862-1939), Arzt und sexualwissenschaftlicher Schriftsteller. – In *Berühmte Homosexuelle* (Wiesbaden 1910) skizziert Moll auch Whitman (S. 45-48), unter Hinweis auf den Streit zwischen Bertz und Schlaf.

⁸ Heinrich Rehfeldt (1851-1910), Sanitätsrat und Stadtverordneter in Frankfurt a.d. Oder; Bertz' ältester Freund; beide kennen sich seit 1870. Bertz verbringt gelegentlich seine Ferien bei ihm. – Vgl. Wulfhard Stahl: »Eduard Bertz. Erste Briefe. Ansätze zu einer Bio-Bibliographie«, in: *Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge*, Heft 2/1996, S. 414-427, sowie Markus Neacey/Wulfhard Stahl: »His favourite work, - education«. The Letters of Eduard Bertz to Heinrich Rehfeldt, 1880«, in: *The Gissing Journal* 44 (2008), No. 3, S. 26-53. – Ein Nachruf auf H.R. erschien in der *Frankfurter Oder-Zeitung*, 1. März 1910.

storbene ausgezeichnete englische Romanschriftsteller *George Gissing*,^[9] waren die einzigen Heterosexuellen, denen ich davon gesprochen. Es ist mir immer ein Trost gewesen, daß diese beiden ethisch und intellektuell hochstehenden Menschen trotzdem mir immer einen hohen Platz in ihren Herzen bewahrt haben. Dem Engländer Gissing hat niemand näher gestanden als ich, der Deutsche; er hat unserer vieljährigen Freundschaft auch in einem seiner letzten Bücher (*The Private Papers of Henry Ryecroft*) ein Denkmal gesetzt, und ich gehe damit um, seine langjährigen Briefe herauszugeben. Aber sonst weiß niemand im Kreise meiner normalen Freunde etwas von meinem Geheimnis. Selbst meine liebe Mutter^[10] ist ganz ahnungslos. Lassen Sie mich hoffen, daß es Ihnen nicht peinlich sein wird, nun daran mitzutragen. Es ist ein sehr großes Vertrauen, das mich bewog, davon zu reden, und ich denke, daß es seine rechte Stätte bei Ihnen finden wird. –

Nun möchte ich Ihnen auch noch recht herzlich für das freundliche Interesse danken, das Sie durch Ihren empfehlenden Vortrag abermals an meinem Radelbuche^[11] betätigt haben. Ich freue mich jetzt immer, zu sehen, daß das, wofür ich in diesem Buche gekämpft hatte, in diesen wenigen Jahren etwas ganz Selbstverständliches geworden ist: das Recht des Rades.

Dieses hat sich in den allgemeinen Verkehr so eingeordnet, daß die Feinde fast ausgestorben sind. Leider muß ich Ihnen aber gestehen, daß ich selbst in diesem ganzen Jahr nicht auf mein Rad gekommen bin. Die Hauptsache war, wie ich schon früher erwähnte, die Arbeit; ich hatte wirklich keine Zeit dazu. Dann aber auch gewisse Beschwerden, über deren Natur ich mir immer noch nicht klar bin, aber die ich geneigt war, in ursächlichen Zusammenhang

mit dem Radfahren zu bringen, chronische Blasenschmerzen und damit in Verbindung stehende Beschwerden, die mich über ein Jahr belästigt haben. Lange glaubte ich, es handle sich um ein Steinleiden; aber ein Arzt sagte mir, er hielte die Sache für nervös, und das möchte ich jetzt selbst glauben, besonders da sie sich, wider Verhoffen, im Laufe des letzten Sommers sehr gebessert, ja fast ganz gegeben hat, vorzüglich [?] während meiner sechs Wochen im Harz, wo ich mich überhaupt sehr erholt habe. Die Absicht, das Radeln ganz aufzugeben, hatte ich aber nicht und habe ich immer noch nicht, sondern sehne mich oft noch recht sehr nach meinem schönen Touren; es ist also möglich, daß ich im nächsten Frühling wieder anfangen

Was den Harz betrifft, so habe ich ihn wirklich sehr lieb gewonnen. Es waren hauptsächlich historische Interessen, die mich in diesem Jahre wieder hinführten; doch waren diese so wenig einseitig, daß

⁹ George Gissing (1857-1903), Verfasser von 22 Romanen, 115 Kurzgeschichten, einer Reiseerzählung, mehreren Essays sowie von Studien zu Charles Dickens. Bertz lernt ihn, gerade aus Paris übergesiedelt und dank einer Anzeige auf der Suche nach »human companionship«, Anfang 1879 in London kennen. – Das weiter unten erwähnte Werk *The Private Papers of Henry Ryecroft* (London: Constable 1903), fiktive Autobiographie und Lebenssumme zugleich, begründet Gissings postumen Ruhm; es wurde in bisher sieben Sprachen übersetzt, nicht jedoch ins Deutsche. Vgl. dazu den Werkeintrag in *Kindlers Literatur-Lexikon*. Dritte, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler 2009, Band 6, S. 276-277. – Die Stelle, auf die Bertz anspielt, lautet: »I have a letter to-day from my old friend in Germany, E.B. For many and many a year these letters have made a pleasant incident in my life; more than that, they have often brought me help and comfort. It must be a rare thing for friendly correspondence to go on during the greater part of a lifetime between men of different nationalities who see each other not twice in two decades. We were young men when we first met in London, poor, struggling, full of hopes and ideals; now we look back upon those far memories from the autumn of life. B. writes to-day in a vein of quiet contentment, which does me good. He quotes Goethe: »Was man in der Jugend begehrt[,] hat man im Alter die Fülle.« (Ryecroft, S. 169). Die Arbeit an der erwähnten geplanten Briefausgabe bricht Bertz ca. 1906/07 ab, u.a. aus Rücksicht auf Gissings Witwe Gabrielle Fleury. Erst 1961 erscheinen *The Letters of George Gissing to Eduard Bertz, 1887-1903*, ed. by Arthur C. Young (New Brunswick, New Jersey), überarbeitet in *The Collected Letters of George Gissing. Volumes One to Nine*, Athens, Ohio 1990-1997.

¹⁰ Ida Emilie Köppen (1833-1918), in erster Ehe verheiratet mit Carl Wilhelm Bertz (1823-1870), wiederverheiratet mit Hermann August Winkler (1821-1903).

¹¹ Das ist die *Philosophie des Fahrrads* (Dresden und Leipzig 1900; photomechanischer Nachdruck Osnabrück 1984; erweiterte Neuauflage hg. von Wulfhard Stahl, Paderborn 1997). – In den folgenden Zeilen spielt Bertz an auf die Kapitel 10 (»Ein werdendes Recht«) bzw. 9 (»Die Feinde des Fahrrads«).

ich mir diesmal sogar eine Mineraliensammlung angelegt habe. Ich war in Ifeld und habe nach Bad Sachsa nur einmal einen Ausflug gemacht (zu Fuss nach Niedersachswerfen, mit den interessanten Gipsbergen, von dort mit der Bahn nach Walkenried, dessen herrliche Klosterruine mich sehr fesselte, dann wieder zu Fuß nach Sachsa, wo ich auf dem Katzenstein zu Mittag aß und in Eulingswiese den Kaffee nahm.) Ein junger Freund von mir war mehrere Jahre in Sachsa auf der Schule und hatte mir von dort eine Unmenge Ansichtskarten gesandt, von denen besonders die des Katzensteins mein Herz mit Sehnsucht erfüllte. Ich muß aber doch sagen, daß mir das Ifelder Tal landschaftlich viel besser gefallen hat, schon allein wegen der herrlichen Laubwaldungen. Der Fichtenwald bei Sachsa erschien mir öde und erinnerte mich zu sehr an die märkischen Kiefern. Aber ich hätte wohl länger bleiben müssen, um recht in die Schönheiten einzudringen. Als Unterkunftsart wird Sachsa wahrscheinlich vorzuziehen sein; es hat sehr gute Hotels und viele sehr elegante Villen, während in Ifeld alles noch sehr primitiv ist und man sich in den wenigen (nicht einmal billigen) Logierhäusern so zusammen-drängen muß, daß man mit Schmerzen an seine heimatliche Stille zurückdenkt. Ich war genötigt, das Logis nach einigen Tagen zu wechseln, und der Ersatz war noch primitiver, nur daß ich dort Garten und Laube für mich allein hatte und etwas größere Ruhe genoß. Doch die Hauptsache war die Gegend, zahllose wundervolle Waldtouren, die man mit Hilfe der Harzquerbahn beliebig ausdehnen konnte. Sehr schön ist der nahe Netzkater mit seinen entzückenden Seitentälern; ich glaubte, nie so grüne Wiesen gesehen zu haben, wie dort an den Waldhängen. Aber als Aufenthalt für Ruhesuchende ist freilich der Netzkater am wenigsten zu empfehlen, weil er vielen Familien aus Nordhausen an Sonn- und Wochentagen als Ausflugsort dient. Dennoch, als ich am letzten Nachmittag vom Netzkater das freundlich-grüne Tal nach Rothesütte hinaufwanderte, bereitete das Abschiednehmen mir fast einen physischen Schmerz.

Nun haben Sie nochmals herzlichen Dank für all Ihren freundlichen Anteil und seien Sie vielmals begrüßt von Ihrem treu und aufrichtig ergebenen *Eduard Bertz*.



das virtuose kalifornische Frauenmelo
„Willow Springs“ (1972) und „Der Rosenkönig“

& Eika Katappa!

Potsdam, 8. November 1905.

Waisenstraße 27.

Sehr geehrte Frau Professor,

Sie wissen mir schon die Freude
lassen, mich so nahe und billig bei selbst die
Dankende zu bleiben. Auf möchte ich Ihnen
sagen, daß jenseit von Ihnen ganz besten
Dankem mir ein Anerkennungsbrief geschrieben ist, der
immer noch in mir nachklingt. Ich kann ja
nicht ganz offen sein; denn Sie haben ganz
lieb nachgehört, daß es ein „Ausspruch“ war,
der die Leseblätter des Prof. mit gegenseitig
Sie annehmen ist, daß ich Ihnen einmal in einem
der alten Stücke geschrieben, als Sie nachhören, daß ich
auf dem Wege stehen, und daß ich Ihnen vielleicht
einmal in einem Buche den Schlüssel zu diesem
Worte geben möchte. Die Frage über Prof. an
ist also dieser Schlüssel.

Aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen
ganzem, Prof. an so oft, wie Sie beabsichtigen,
mich ich zu geben habe, wenn ich nicht zu
dem auf die 333. manuskripten überzuführen, mit
den ältesten Manuskripten versehen. Demnach ist es

Marcel Proust, Binet-Valmer und »le vice allemand«

Als Ende 1922 der junge Georges Simenon Lüttich in Richtung Paris verließ, schien er sich keinen besseren Start in eine literarische Karriere wünschen zu können: Er sollte Sekretär eines berühmten Schriftstellers werden.^{*} Doch statt Sekretär wurde er nur ein besserer Laufbursche und Bürogehilfe bei einer Organisation von Kriegsveteranen; aus dem berühmten Schriftsteller und Journalisten war nach dem Krieg auch ein politischer Agitator geworden. Simenon traf seinen Großschriftsteller »am Ende einer Sackgasse« in einem »kleinen verwahrlosten Haus«. Sein Arbeitsplatz war der Küchentisch, »bedeckt mit Packpapier, das mit Reißzwecken befestigt war«, seine Aufgabe: »Briefe und Pakete wiegen und frankieren, sie zur Post bringen, Briefumschläge adressieren für den Fall, dass sich die Aktivisten der Vereinigung dringend versammeln sollten«. Und dann die persönliche Begegnung: »Ich (wurde) ins Allerheiligste vorgelassen, und ein großer Mann mit rauher Stimme und einem Monokel im Auge betrachtete mich von Kopf bis Fuß.« Noch fast sechzig Jahre später stand ihm die Begegnung vor Augen, als er seine *Intimen Memoiren* verfasste (Simenon 1982, S. 19-21, Simenon 2003, S. 53-54).

Den Namen des Schriftstellers, »der damals sehr bekannt war, heute aber vergessen ist«, verschweigt Simenon: Es war Jean-Gustave Binet de Valmer, der sich stets nur Binet-Valmer nannte. In neueren Literaturgeschichten und Nachschlagewerken ist sein Name kaum noch zu finden. Man muß schon zurückgehen bis in die 1920er Jahre, um mehr über sein Leben und Werk zu erfahren, stößt dann allerdings auf einen produktiven und erfolgreichen Schriftsteller und einflussreichen Journalisten (Billy 1928, S. 94, Lalou 1924/1947, S. 631-632 bzw. 1, S. 396, Billy 1956, S. 202-203).

Binet-Valmer wurde am 3. Juni 1875 in Genf geboren und starb am 20. April 1940 in Paris. Als Sohn eines Arztes studierte er Medizin, gab den Beruf jedoch bald auf und wurde Schriftsteller und Journalist. Den Grund verrät wohl eine seiner Figuren: In der 1914 entstandenen, aber erst 1919 veröffentlichten Erzählung »Le Mendiant magnifique« steht der Erzähler (wie 1896 der junge Binet-Valmer) als »externe des hôpitaux« kurz vor dem Abschluß seiner Ausbildung, gibt die Medizin aber auf, weil ihn die Kranken mehr interessieren als ihre Krankheiten und er sich zur »Seelendiagnostik« berufen fühlt. Mit Hinweis auf diesen Werdegang bescheinigte ihm André Fage, Herausgeber einer »Anthologie des Conteurs d'aujourd'hui«, dass in seinen Romanen eine Atmosphäre wie in einem Labor zu erken-

nen sei. Wie wenige andere habe er als Schriftsteller das Wesen der Menschen seziert und unermüdlich nach den Grundlagen und Ursachen der menschlichen Leidenschaften gesucht und mit einfachen literarischen Mitteln und ohne jede Effekthascherei, wie auf dem Theater, das gelebte Leben einzufangen gewusst (Fage 1924, S. 69). Diese Einschätzung wurde von anderen geteilt und vielfach formuliert. Noch in der Ausgabe von 1958 des *Larousse du XX^e siècle* ist als Charakterisierung zu lesen, Binet-Valmer habe sich mit den Besonderheiten der menschlichen Psyche beschäftigt (»Il se plaît aux nuances délicates de psychologie«) und zugleich das pulsierende Leben (»le mouvement frémissant de la vie«) darzustellen gewusst.

Seinen ersten Roman veröffentlichte Binet-Valmer im Jahr 1900 (*Le Sphinx de plâtre*); bis 1914 folgten nicht weniger als neun weitere, darunter 1910 *Lucien*, die meisten davon im Verlag Paul Ollendorff. Als der Krieg ausbrach, ließ er sich als Franzose naturalisieren und meldete sich freiwillig als Soldat (1917 erschienen seine *Mémoires d'un engagé volontaire*). Nach dem Krieg rief er die Veteranenorganisation »Ligue des chefs de section et des soldats combattants« ins Leben, der er als Vizepräsident und später als Präsident vorstand (und wo er für kurze Zeit den jungen Georges Simenon beschäftigte). Die Organisation setzte sich mit Nachdruck für die Realisierung des Gedenkens an den »Unbekannten Soldaten« unter dem Arc de Triomphe in Paris ein. Für eine Hilfsaktion zugunsten von Kindern bat Binet-Valmer auf dem Briefbogen seiner Organisation 1921 u. a. Marcel Proust erfolgreich um Unterstützung (Proust 1970–1993, 20, S. 310-312).

Ab 1919 folgten neben Neuauflagen früherer Romane nahezu im Jahrestakt neue Romane (jetzt im Verlag Ernest Flammarion): In der 1930 erschienenen *Bibliographie des auteurs modernes* von Hector Talvart und Joseph Place war ihre Zahl schon auf 29 angestiegen (Talvart – Place 1930, S. 15–19). Neben den normalen Buchausgaben war Binet-Valmer auch in den Romanzeitschriften der 20er und 30er Jahren wie »Les Oeuvres Libres« oder »Les feuillets bleu« häufig vertreten. Binet-Valmer war stets auch als Journalist und Redakteur tätig; seine Artikel und Rezensionen erschienen in zahlreichen Zeitschriften wie »Mercure de France«, »Revue de Paris«, »Le Matin«, »Gil Blas«, »Petit Parisien« u. a. Zusammen mit Constantin de Brancovan begründete er 1902 die Zeitschrift »La Renaissance Latine«, die bis 1905 bestand. Als Chefredakteur hatte er einen ersten Kontakt zu dem wenige Jahre älteren Schriftstellerkollegen Marcel Proust. Nach dem Krieg war Binet-Valmer von Oktober 1919 bis Juli 1922 bei der Zeitung »Comoedia« der für Literatur zuständige

^{*} Umgearbeitete Fassung des Nachworts zur Neuauflage des Romans *Lucien* von Binet-Valmer (Hamburg 2009)

Redakteur und hatte damit ein eigenes Forum für die Diskussion um das Werk von Marcel Proust, besonders die 1921 und 1922 erschienenen Bände *Sodom und Gomorrha*. Rund ein Dutzend Artikel hat er dort Proust gewidmet, zu denen sich auch ein direkter Briefwechsel mit Proust entwickelte (Ahlstedt 1980).

Indirekt hat Binet-Valmer dazu beigetragen, dass wir Prousts Romanwerk als *A la Recherche du temps perdu* kennen. Im Frühjahr 1913, als der erste Band beim Verlag Bernard Grasset schon im Druck war, lautete der Obertitel noch »Intermittences du coeur« (im Deutschen wiedergegeben mit »Arrhythmien des Herzens« oder gar »Herzrhythmusstörungen«). Doch dann erfuhr Proust, dass Binet-Valmer Ende 1912 einen Roman mit dem Titel *Le Coeur en désordre* veröffentlicht hatte und machte *A la Recherche du temps perdu* zum Obertitel; die »Arrhythmien des Herzens« begegnen nur noch als Zwischentitel in *Sodom und Gomorrha* (Proust 1970–1993, 12, S. 176–177, Proust 1999, S. 224, Tadié 1987, S. 372).

In mehrfacher Hinsicht sind Binet-Valmer und Proust durch den Roman *Lucien* verbunden. Ungewöhnlich heftig reagierte Proust auf das in seinen Augen dümmliche Buch, dem ein so großer Erfolg beschieden war. Sein vernichtendes Urteil hat er nicht im einzelnen begründet; die Heftigkeit ist wohl nur zu erklären aus dem gemeinsamen Interesse am Thema Homosexualität. Schon 1908 hatte Proust davon gesprochen, er plane einen »Essai« über das Thema (Rivers 1980, S. 144). Essayartig ist noch der Anfang von Prousts *Sodom und Gomorrha* mit den Ausführungen über das Aufkommen der »hommes-femmes« (»Erstes Auftreten der Zwitterwesen, Nachkommen jener Einwohner Sodoms, die vom Feuer des Himmels verschont blieben«, Proust 1999, S. 7–53), doch mit den nachfolgenden 700 Seiten taucht der Leser tiefer ein in die Welt der »verlorenen Zeit«.

Ende 1912, auf der Suche nach einem Verleger für seinen Roman, umriss Proust gegenüber Gaston Gallimard sein Vorhaben und wies dabei ausdrücklich darauf hin, dass im zweiten Band ein ganz neuartiger Charakter auftreten werde, der »virile Homosexuelle« (»le pédéraste viril«), der weibische junge Männer verachte (»détestant les jeunes gens efféminés«). Als rechnete er damit, Gallimard werde unweigerlich an *Lucien* von Binet-Valmer denken, betonte er, es handle sich nicht um eine »Spezialmonografie« (»monographie speciale«) wie Binet-Valmers Roman (Proust 1970–1993, 11, S. 287).

Der Roman *Lucien* erschien am 23. Juni 1910 im Verlag Paul Ollendorff. Er wurde am Tag des Erscheinens oder bald danach in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften besprochen, zum Teil an prominenter Stelle. Das Buch wurde rasch ein großer Erfolg – und in Ma-

ßen ein Skandal. Numa Praetorius (Eugen Wilhelm) begann seine Besprechung im »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« mit dem Satz: »Dieser Roman hat in Paris ziemliches Aufsehen erregt« (Praetorius 1911/12), und Robert Soupault erinnerte sich noch Jahrzehnte später an einen Skandal: Der Roman habe sogar das Interesse von Schuljungen geweckt, die das Buch heimlich lasen (Soupault 1967, S. 197: »Je me souviens du scandale que provoqua la parution vers 1910 du roman de Binet-Valmer: *Lucien*. C'était la première fois qu'en littérature moderne, le sujet était abordé ouvertement. Les collégiens le lisaient en cachette.«). Der Erfolg war durchaus messbar. 1919 ist von der 22. Auflage die Rede (*Lucien* war damit der erfolgreichste Roman Binet-Valmers), doch da stand die zweite Phase des Erfolgs erst noch bevor. 1921 brachte der Verlag Flammarion eine neu gesetzte Ausgabe heraus, parallel dazu erschien eine preiswerte, zweiseitig gesetzte, heftartige Ausgabe in der Reihe »Select-Collection«. Der aufgedruckte Preis stieg im Laufe der Jahre von 95 Centimes auf 1,75 Franc und zeigt, dass auch diese Ausgabe ihre Leser gefunden hat. In diese zweite Wirkungsphase fallen auch die Übersetzungen. 1922 erschien eine Übersetzung ins Kroatische, 1923 folgte die deutsche Übersetzung von Richard Hein im Verlag Kurt Ehrlich (Berlin) in der Reihe »Der moderne Roman« (zweite Auflage 1931 im Eden-Verlag, Berlin).

Der Grund für das Aufsehen, das der Roman erregte, war das Thema Homosexualität. Das war zwar keineswegs (wie etwa Soupault meinte) neu in der französischen Literatur (vgl. Godbout 2002, Woods 1998, Tamagne 2006), aber selbst Kritiker wie der von Praetorius zitierte Gaston Deschamps scheinen frühere Beispiele nicht recht wahrgenommen zu haben, etwa den 1897 erschienenen Roman *Les Hors nature* von Rachilde (Marguerite Eymery). In ihrer kurzen Notiz zu *Lucien* im »Mercure de France« (Band 86, 1910, S. 497–498) konnte sie es mit einem koketten Verweis auf ihren eigenen Roman bei der Bemerkung belassen, die *Hors nature* hätten sich in den letzten Jahren doch kaum verändert. Im Verlag des »Mercure de France« (der auch die beiden ersten Romane von Binet-Valmer veröffentlichte) war dann 1899 »Escal-Vigor« von Georges Eekhoud erschienen, zwei Jahre später begann mit *Dédé* eine Reihe von drei »päderastischen« Romanen von Achille Essebac (Achille Bécasse). Und das jüngste Beispiel vor *Lucien*: *Le chemin mort* von Lucien Daudet im Jahre 1908. Marcel Proust feierte in seiner Besprechung Lucien Daudet (der eine Zeitlang sein Geliebter war) als viertes Genie in der Schriftsteller-Familie Daudet, doch über den Inhalt und die homosexuelle Thematik des Romans hat selbst er damals kein Wort verloren (Proust 1992, S. 339–342,

Rivers 1980, S. 141). Numa Praetorius las den Roman mit ähnlich zwiespältigen Gefühlen wie später Binet-Valmers *Lucien*: Dem »interessanten und psychologisch feinen Roman« mangelt es seiner Meinung nach an »Klarheit und Aufrichtigkeit«. Im Mittelpunkt steht die »idealistisch überspannte Freundschaft des jungen Multimillionärs Marcel Charquin zu dem 17-jährigen Alain, den Marcel vom stellenlosen Pariser Straßenjungen durch die Macht seines Geldes und seiner Zuneigung äußerlich und innerlich umwandelt, zum gebildeten Weltmann ummodellt und zu seinem intimen Freund, zu seinem ständigen Gesellschafter erhebt« – und später fallen lässt. Der Autor habe nicht den Mut gehabt, »die homosexuelle Natur Marcells deutlich zu bezeichnen« (Praetorius 1910/11).

Zu den ersten Lesern des *Lucien* gehörte Marcel Proust, der aufmerksam und mit steigendem Ärger den Rummel um das Buch verfolgte. In einem Brief vom 13. Juli 1910 spricht er von dem dümmsten Buch, das er je gelesen habe (»le livre le plus imbécile que j'aie jamais lu«, Proust 1970–1993, 16, S. 404). Wenige Tage später (18. Juli) erwähnt er in einem Brief an seinen Freund Reynaldo Hahn einige der Rezensenten, über die er sich besonders geärgert hat. So hatte Pierre Mortier (»Comoedia«, 23. 6. 1910) *Lucien* u. a. mit *Manon* des Abbé Prévost verglichen, meinte damit nur, dass der Name eines Protagonisten zum Titel geworden sei, doch Proust nahm den Vergleich offenbar auch als Werturteil. Claude Farrère versprach dem Leser mehr als nur Lesegenuss durch ein künstlerisch bewegendes Buch, nämlich Belehrung (»enseignement«) (Proust 1970–1993, 10, S. 144–147). Proust ist erstaunt, dass auch der von ihm sehr geschätzte Edmond Jaloux (»qui a tant de talent«) mit Bewunderung von *Lucie* sprach (»L'Intransigeant«, 26. 6. 1910). Dem hält er erneut sein Urteil entgegen: »le livre idiot à mon avis, de Binet Valmer«. Für Jaloux war *Lucien* dagegen ein wagemutiges, zu Herzen gehendes Buch voller Menschlichkeit, zeige es doch Menschen, die aufseufzen unter der Last des Schicksals, dem sie schließlich erliegen. Mit dem Wort »fatalité« umschreibt er das Thema Homosexualität (Proust 1970–1993, 10, S. 216–218). Eine Form von Dummheit (»imbécilité«), an der Flaubert seine helle Freude gehabt hätte, bescheinigte Proust Gaston Deschamps, der in »Le Temps« (17. 7. 1910) beklagt hatte, über das Thema des *Lucien* könne man zwar in London und Berlin, an der Themse und an der Spree reden, aber doch nicht an den Ufern der Seine. Seiner Überzeugung nach gab es in der französischen Literatur kein Beispiel für den unangenehmen Beigeschmack (»mauvais goût«), wie er etwa einigen von Shakespeares Sonetten anhänge. In Frankreich überlasse man solche Leute (die er nicht bei Namen nennt) einer diskret agierenden Polizei und wissbegie-

rigen Medizinern (Proust 1970–1993, 10, S. 147).

Das Lob für *Lucien* verblasste auch nicht mit der Zeit. Als 1921 der Verlag Flammarion eine Neuauflage herausbrachte, stieß das auf die ausdrückliche Zustimmung von Paul Souday (»Le Temps«, 17. 9. 1921). Er erkannte nicht nur allgemein in den Romanen Binet-Valmers einen geschärften Sinn für die Moderne (»ce sens aigu de la modernité«), sondern lobte ausdrücklich die literarische Verarbeitung des Themas Homosexualität. Ohne auf Marcel Proust zu warten, habe sich Binet-Valmer schon vor dem Krieg in Richtung Sodom aufgemacht (»Sans attendre M. Marcel Proust, ce roman d'avant-guerre s'était aventuré du côté de Sodome«, Proust 1970–1993, 20, S. 466 und 529).

So war *Lucien*, obwohl mehr als ein Jahrzehnt zuvor erschienen, im allgemeinen Bewusstsein noch durchaus präsent, als in den 1920er Jahren durch Prousts Romane und André Gides Streitschrift *Corydon*, die 1924 erstmals in frei zugänglicher Auflage erschien, die Diskussion über das Thema Homosexualität in der Literatur neu entfacht wurde. 1926 veranstaltete die Zeitschrift »Les Marges« eine Umfrage unter Schriftstellern, ob seit dem Krieg das Thema eine größere Rolle spiele als zuvor, ob die allgemeine Moral davon berührt werde und ob man dagegen etwas unternehmen müsse. Als Beispiel aus der Vorkriegszeit wurde dabei neben Achille Essebacs *Dédé* Binet-Valmers *Lucien* genannt (Les Marges 1926/1989, S. 29).

Die stärkste Kritik am Thema Homosexualität im Roman formulierte Jean Ernest-Charles am 25. Juli 1910 in seiner Besprechung des *Lucien* in der »Grande Revue«: Auf der Suche nach neuen Themen, mit denen er breiten Anklang finden könne, habe sich Binet-Valmer ausgerechnet die Invertierten (»les invertis«) ausgesucht. Es folgte ein Satz, der in seiner Zuspitzung kaum zu überbieten war: »Wenn es ein Laster oder eine Krankheit gibt, die der französischen Mentalität, der französischen Sittlichkeit, der französischen Gesundheit widerstrebt, so ist es, um die Dinge beim Namen zu nennen, die Päderastie« (»S'il est un vice ou une maladie qui répugne à la mentalité française, à la moralité française, à la santé française, c'est bien, pour appeler les choses par leur nom, la pédérastie«). Nach dem Vorbild Oscar Wildes hätten einige Ästhetiker und Alkoholiker gemeint, sie müssten so tun, als seien sie invertiert, aber dadurch werde die Inversion noch lange nicht zu einem Gegenstand ernsthafter psychologischer Studien oder der Literatur; Homosexualität spiele nur im Hospital oder im Gefängnis eine Rolle. Binet-Valmer verspreche ein guter französischer Romanschriftsteller zu werden – wenn er sich nur von anderen Dingen inspirieren lasse (Barbedette – Carassou 1981, S. 110–111, Gide 2000, S. 209). Ernest-Charles' Zuspitzung, losgelöst aus dem Zusammenhang, hat weiter-

gewirkt: Wie Marcel Proust hat auch André Gide die Diskussion um *Lucien* verfolgt; die Rezension von Ernest-Charles findet sich unter den Materialien für *Corydon* und der oben zitierte Satz wurde von Gide als Anmerkung in sein Buch übernommen. Sie dient dort als Beleg, wenn im Zweiten Dialog Corydons Gesprächspartner meint: »Von Asien oder Afrika nach Europa, und von Deutschland, England oder Italien nach Frankreich eingeschleppt, hat uns die Päderastie hie und da eine Zeitlang verseuchen können. Aber, Gott sei Dank! der natürliche, der gute alte gallische Kern ist noch immer wieder durchgekommen« (Gide 2000, S. 209; vgl. Gide 1991, S. 38, Pollard 1991, S. 250).

Die Diskussion um das angeblich vom Ausland, vor allem von Deutschland aus eingeschleppte Laster – eine Bezeichnung für Homosexualität lautete entsprechend »le vice allemand« – war 1910 nicht neu und sollte noch die beiden nächsten Jahrzehnte anhalten. Sie wurde sogar auf wissenschaftlicher Ebene geführt. Apologet des »guten alten gallischen Kerns« war der Mediziner Georges Saint-Paul, der (meist unter dem Anagramm »Laupt«) seine Sicht der Dinge nicht nur in der Zeitschrift »Archives d'anthropologie criminelle« darlegte, sondern auch 1896 eine umfangreiche Studie zur Homosexualität veröffentlicht hatte, die 1910 und 1930 überarbeitete Neuauflagen erlebte. Noch in der Ausgabe von 1930 konnte man lesen, Homosexualität sei in Frankreich eine Seltenheit (»l'homosexualité est une rareté en France«). Wenn ein genteiliger Eindruck entstanden sei, liege das an der nachsichtiger gewordenen öffentlichen Einstellung zu dem Thema, und dazu hätten zu einem beachtlichen Teil Künstler und Schriftsteller beigetragen (Saint-Paul 1930, S. 47 und 141).

Auf deutscher Seite antwortete vor allem Numa Praetorius, beispielsweise mit seinem Aufsatz »Die Homosexualität in den romanischen Ländern« in der Zeitschrift »Sexual-Probleme« 1909. Noch 1922 konnte er auf seine Ausführungen von 1909 zurückgreifen, als er sich im »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« erneut zu dem Thema äußerte (Praetorius 1909 und 1922). Das Thema hatte Konjunktur parallel zu den politischen Ereignissen: nach dem Krieg von 1870/71, in den Jahren der Eulenburg-Affäre in Deutschland und nach dem Ersten Weltkrieg. Auffallend ist, dass die Diskussion sich nicht auf die Wissenschaft und politische Pamphlete beschränkte, sondern auch in die Belletristik Eingang fand. Das 1898 erschienene Buch *Les Invertis (Le vice allemand)* von Armand Dubarry ist ein mit Pseudowissenschaft gespickter Kolportageroman. Die Seuche Homosexualität (»la peste de l'inversion«), so liest man dort, habe sich vom Nordpol bis zum Südpol, vom Orient bis zum Okzident ausgedehnt,

in Frankreich aber zum Glück nur wenig Schaden angerichtet (Dubarry 1898, S. 149–150). Diese Vermischung von (Pseudo-)Wissenschaft und Belletristik wiederholte sich in den 1920er Jahren. 1923 veröffentlichte Ambroise Got im »Mercure de France« einen Aufsatz mit Informationen über Treffpunkte, Organisationen und Gruppen von Homosexuellen in Deutschland unter dem Titel »Le Vice organisé en Allemagne«, und Henri Gauthier-Villars, der sich als Autor nur »Willy« nannte, hat Got umgehend im Vorwort zu seinem (gemeinsam mit »Ménalkas«, d. i. Suzanne de Callias) verfassten Roman *L'Ersatz d'amour* ausführlich zitiert, denn der Roman handelt von der Liebe zwischen dem jungen französischen Maler Marc Renneval (der sich seiner Homosexualität in Deutschland bewußt wird) und dem deutschen Offizier Carl von Rudorff (Willy et Ménalkas 1923, S. XI f.). Wenige Jahre später hat »Willy« sich in seinem Buch *Le Troisième Sexe* die Ausführungen von Ambroise Got erneut zu eigen gemacht, beginnt er seinen »Blick über die Grenzen« doch mit einem Kapitel über Deutschland. Wenn er später auf die »Littérature androgyne« zu sprechen kommt, erwähnt er auch Binet-Valmer mit seinem, wie er meint, zu Recht berühmten (»justement célèbre«) Roman *Lucien* (Willy 1927, S. 41ff., 230).

Als Autor des *Lucien* war es für Binet-Valmer nicht ganz einfach, Proust wegen *Sodom und Gomorra* zu kritisieren. Prousts Genie in der Darstellung und Analyse der französischen Gesellschaft hat er sowohl in Artikeln als auch in seinen Briefen an Proust und gegenüber Dritten stets vorbehaltlos anerkannt, doch das Thema Homosexualität erschien ihm besonders nach dem Krieg alles andere als romantauglich zu sein. Wenn Proust sein monumentales Werk mit weiteren Bänden über die sexuelle Inversion (»inversion sexuelle«) krönen wolle, sei der Zeitpunkt denkbar ungünstig. Er nahm sich sogar vor, den lesenden Damen klarzumachen, dass die »schlimmen Bücher« (»ces vilains livres«) Prousts keineswegs ein Abbild der französischen Seele (»âme française«) seien (Proust 1970–1993, 20, S. 296).

Das Bild, das Binet-Valmer von der Homosexualität zeichnet, ist, wie Numa Praetorius aufzeigt, einseitig und von Klischees durchsetzt. Der Vater, ein großer Arzt und Experimentalpsychologe, ist zwar berühmt für seine »Diagnose auf den ersten Blick« (Binet-Valmer 2009, S. 44), doch diese versagt bei seinem schwachen, femininen, elegant gekleideten Sohn Lucien (»nie war ein Londoner Dandy besser angezogen gewesen als Lucien«, S. 35), der in einen homosexuellen Skandal verwickelt zu sein scheint. Für den Arzt gibt es nur eine Diagnose: Krankheit. Hinzu kommt als Erbe der Mutter, die als moralisch haltlose Person geschildert wird und die ihrem Sohn »minderwertiges

Blut« (S. 51) mitgegeben hat: Degeneration. Diese ist für den Nobelpreisträger und das Mitglied zweier Akademien sogar äußerlich zu erkennen: »Die Form seiner Ohren und die Weichheit seiner Lippen wiesen auf Degeneration hin« (S. 48).

Zwischen Vater und Sohn steht Costi Batchano. Für François Vigier ist er der eigentliche Sohn, der seinen Nachruhm sichern wird und den er deshalb seinem leiblichen Sohn vorzieht. Gerne würde man mehr erfahren über das Verhältnis zwischen Lucien und Batchano. Von Batchano hat Lucien die Idee zu seinem Theaterstück »Die Unglücklichen«, Batchano pflegt Lucien nach dem mißglückten Selbstmordversuch voller Aufopferung. Lucien will ihm die Buchausgabe seines Stückes widmen als Beweis seiner »Verehrung und Freundschaft« (S. 213). Und ganz am Schluß, in dem Abschiedsbrief aus Italien, gesteht er ihm seine reine Liebe (»niemals hat ein Mädchen keuscher den Unbekannten ihrer nächtlichen Träume geliebt«, S. 261).

Schemenhaft bleibt Reginald Lovell, der Bildhauer, der in seinem Atelier »perverse Festlichkeiten« (S. 35) veranstaltet. Bei ihm lernt Lucien die »Ausschweifungen eines anormalen Lebens« (S. 87) kennen (»in Dunkel und Verborgenheit kommt der Trieb zur Welt«, S. 231), und Reggie hat Lucien wenigstens soviel an Mut und Stolz eingeflößt, dass er zaghaft die Diagnose seines Vaters zurückweisen kann: »Ich bin kein Kranker! ich will kein Kranker sein! ... ich will mein Leben leben!« (S. 282). Von ihm könnte Lucien auch die Dinge haben, die die »Gittertüren« seines Bücherschranks verbergen: »eine reiche Sammlung unzüchtiger Bilder und Bücher und sonstige perverse, sinnenaufreizende Dinge« (S. 140). Als Lucien sich davon befreien will, weil er sich einredet, Maria Lewinska, die »aufrichtige und lustige Kameradin« (S. 140), zu lieben (damit übernimmt er aber nur die Einstellung des Vaters, wonach »der Mann als Invertierter zur Heilung von seinem Leiden eines weiblichen Wesens bedarf«, S. 154), ist es Batchano, der die Sammlung entsorgt.

Überraschend ist allein der Schluss des Romans: Statt den angekündigten Selbstmord in die Tat umzusetzen, folgt Lucien seinem Freund Reginald Lovell nach Neapel. Dem Leser steht es frei, darin ein Stück Selbstbehauptung gegenüber der Welt des Vaters oder die verführerische Kraft des Lasters zu erkennen. Ein zusätzlicher Aspekt ergibt sich, wenn man Binet-Valmers Gesamtwerk einbezieht und dabei auf seine bewusst inszenierte und von Zeitgenossen auch wahrgenommene Balzac-Nachfolge stößt. So hat er etwa ein Dutzend seiner Romane, darunter auch *Lucien*, zu einer eigenen »Comédie humaine« unter dem Obertitel »L'Homme et les hommes« zusammengefasst. Wie sein großes Vorbild wollte auch er ein Abbild der französischen Gesellschaft bieten; wie bei Balzac begegnet der Leser

seiner Romane immer wieder vertrauten Personen. So hatte man schon in *Les Métèques* ein wahres Loblied auf Costi Batchano lesen können: Ein siebenmaliges »célebre« muss herhalten, um den begnadeten jungen Rumänen zu charakterisieren, der von Bukarest nach Paris ging und dort zu einem erfolgreichen Arzt und Mann von Welt wurde (Binet-Valmer 1907, S. 178–179). Périclès Avrinós, der in *Lucien* nur am Rande auftritt, trägt in dem Roman *Les Jours sans gloire* deutlich autobiografische Züge Binet-Valmers, wenn es von ihm heißt, er sei Romancier und Journalist und 1914 als Franzose naturalisiert worden (Binet-Valmer 1922, S. 22, 26).

In *Lucien* wird Balzac nur an einer Stelle genannt: Auf seinen »gemeinsamen Spaziergängen mit Batchano« amüsiert es François Vigier, »auf den Gesichtern der Passanten deren psychologische Fehler zu entdecken«. »Wie Balzac in allem das Leben sah, so sah er stets dessen Entartung« (S. 47). Vom Recht, auf seine eigene Art leben zu können, das Balzacs Romangestalten einfordern, ist auch in Binet-Valmers *La Passion* (1914) die Rede und wird dort mit Namen belegt: Esther (van Gobsec) und (Lucien de) Rubempré. Der Name Lucien de Rubempré ist ein nur leicht verschlüsselter Hinweis darauf, dass der Romantitel *Lucien* nicht zufällig gewählt ist: Lucien Vigier ist assoziativ verknüpft mit Lucien de Rubempré bei Balzac (Woods 1998, S. 145–148). Besonders sein Selbstmord in *Splendeurs et misères des courtisanes* war im literarischen Bewußtsein der Zeit mehr als präsent. Oscar Wilde legte in dem Streitgespräch »The Decay of Lying« einem der beiden Protagonisten das Bekenntnis in den Mund: »Der Tod von Lucien de Rubempré ist eine der größten Tragödien meines Lebens. Er hat einen Schmerz in mir verursacht, den ich nie ganz vergessen kann« (Wilde 1982, Essays II, S. 19). Marcel Proust zitiert diese Stelle in seinem Essay »Contre Sainte-Beuve« als Beispiel für die Schmerzen, »die uns Bücher verursachen«, nicht ohne in einer Anmerkung darauf zu verweisen, wie sehr das Schicksal Oscar Wildes dem des Lucien de Rubempré gleichen sollte: »Und das Ende Lucien de Rubemprés in der Concièrgerie, der sein ganzes glänzendes gesellschaftliches Dasein durch den Beweis zusammenbrechen sieht, dass er in enger Freundschaft mit einem Zuchthäusler lebte, war nur die Vorwegnahme – die Wilde natürlich noch nicht bekannt war – dessen, was Wilde selbst zustoßen sollte« (Proust 1997, S. 159 f.). Das Schicksal Lucien de Rubemprés sollte auch in *Sodom und Gomorrha* auftauchen (Proust 1999, S. 664). Und wenn selbst in dem erwähnten Roman *L'Ersatz d'amour* Vautrins Trauer über den Tod Luciens in Erinnerung gerufen wird (Willy et Ménalkas 1923, S. 101), kann man wohl mit Proust von einer »Balzacomanie« sprechen und

davon ausgehen, dass viele Leser den Romantitel *Lucien* als Signal gelesen haben. Binet-Valmer hat in den Titeln seiner frühen Romane gerne die Protagonisten allgemein benannt (*Le Gamin tendre*, *Les Métèques*) oder gleich allgemeine Begriffe wie *Le Plaisir*, *La Passion* oder *La Créature* gewählt. Das literarische Vorbild Balzac gab ihm die Möglichkeit, in diesem Fall statt mit Begriffen wie »Le Vice« oder »L'Inversion« das Thema des Romans durch die Wahl des »richtigen« Vornamens zu benennen: Lucien.

Da Lucien den angekündigten Selbstmord nicht in die Tat umsetzt, hatte der Romanschreiber Binet-Valmer die Möglichkeit, in späteren Werken auf Lucien zurückzukommen. So wird der Leser von *La Créature* daran erinnert, dass Lucien dem elterlichen Hause entflohen sei, und erfährt, dass er in den Luxushotels der Welt ein würdeloses Leben führe (»... et traînait dans les palaces du globe une existence dégradée«, Binet-Valmer 1913, S. 40). Eine heilsame Wendung bringt der Krieg: Lucien wird wieder ein echter Franzose, der für sein Land in den Krieg zieht – und fällt (»tué à l'ennemi«). Der ehrenvolle Tod hat ihn rehabilitiert, allerdings seine Schande nicht getilgt; er bleibt »l'abominable, le misérable Lucien« (Binet-Valmer 1922, S. 23 und 222).

Literatur

- Ahlstedt**, Eva (1980): Marcel Proust et Binet-Valmer, in: Bulletin de la Société des Amis de Marcel Proust 30, S. 161–186.
- Barbedette**, Gilles – Michel Carassou (1981): Paris Gay 1925. Paris.
- Billy**, André (1928): La Littérature française contemporaine. Paris.
- Billy**, André (1956): L'Époque contemporaine (1905–1930). Paris.
- Binet-Valmer** (1907): Les Métèques. Paris.
- Binet-Valmer** (1913): La Créature. Paris.
- Binet-Valmer** (1922): Les Jours sans gloire. Paris.
- Binet-Valmer** (2009): Lucien. Aus dem Französischen von Richard Hein [1923]. Mit einem Nachwort von Wolfram Setz. Hamburg (Bibliothek rosa Winkel 51).
- Dubarry**, Armand (1898): Les Invertis (Le vice allemand). Paris.
- Fage**, André (Hg.) (1924): Anthologie des conteurs d'aujourd'hui. Paris.
- Gide**, André (1991): Corydon. Paris.
- Gide**, André (2000): Essays und Aufzeichnungen (Gesammelte Werke 12). Stuttgart
- Godbout**, Louis (2002): Ébauches et débauches: la littérature homosexuelle française 1859–1939. <http://www.agq.qc.ca/nac-ed/ebauches.pdf>
- Got**, Ambroise (1923): Le Vice organisé en Allemagne, in: Mercure de France 34 Nr. 591, S. 655–678 (deutsche Übersetzung in: Capri 15, S. 4–13)
- Lalou**, René (1924/1947): Histoire de la littérature française contemporaine
- Marges**, Les (1926/1989): L'Homosexualité en littérature. Présentation Patrick Cardon. Lille (Cahiers GKC)
- Pollard**, Patrick (1991): André Gide – Homosexual Moralist. New Haven – London
- Praetorius**, Numa (1909): Die Homosexualität in den romanischen Ländern, in: Sexual-Probleme 5, S. 183–203
- Praetorius**, Numa (1910/11): [Rezension zu Lucien Daudet, Le Chemin mort], in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 11, S. 76–78
- Praetorius**, Numa (1911/12): [Rezension zu Binet-Valmer, Lucien], in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 12, S. 93–98
- Praetorius**, Numa (1922): Über die Homosexualität in Frankreich, in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 22, S. 42–48 (auch in: Capri 15, S. 14–16)
- Proust**, Marcel (1970–1993): Correspondance. Texte établi, présenté et annoté par Philip Kolb, 22 Bände. Paris
- Proust**, Marcel (1992): Essays, Chroniken und andere Schriften (Frankfurter Ausgabe I, 3). Frankfurt am Main
- Proust**, Marcel (1997): Gegen Sainte-Beuve (Frankfurter Ausgabe III, 3). Frankfurt am Main
- Proust**, Marcel (1999): Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 4: Sodom und Gomorrha (Frankfurter Ausgabe II, 4). Frankfurt am Main
- Rivers**, J. E. (1980): Proust and the Art of Love. The Aesthetics of Sexuality in the Life, Times, and Art of Marcel Proust. New York
- Saint-Paul**, Dr. G(eorges) (1930): Invertis et homosexuels. Paris
- Simenon**, Georges (1982): Intime Memoiren und Das Buch von Marie-Jo. Zürich
- Simenon**, Georges (2003): Album Georges Simenon. Iconographie choisie et commentée par Pierre Hebey. Paris
- Soupault**, Robert (1967): Marcel Proust du côté de la médecine. Paris
- Tadié**, Jean-Yves (1987): Marcel Proust. Frankfurt am Main
- Talvart**, Hector – **Place**, Joseph (1930): Bibliographie des auteurs modernes de langue française. Tome deuxième. Paris
- Tamagne**, Florence (2006): A History of Homosexuality in Europe. Berlin, London, Paris 1919–1939. New York
- Wilde**, Oscar (1982): Essays II (Sämtliche Werke 7). Frankfurt am Main
- Willy** [Henri Gauthier-Villars] (1927): Le Troisième Sexe. Paris
- Willy et Ménalkas** [Suzanne de Callias] (1923): L'Ersatz d'amour. Amiens
- Woods**, Gregory (1998): A History of Gay Litterature. The Male Tradition. New Haven – London

In general, Capri is better out
of season. Avoid July and
August at all costs

DER ANDROGYNE VORFAHR: Notate zur frühen sexologischen Rezeption von Charles Darwins Evolutionstheorie

Perfect men have rudimentary breasts. Perfect women carry a rudimentary penis in their clitoris [...] Other anatomical details of the same sort might be adduced. But these will suffice to make thinking persons reflect upon the mysterious dubiety of what we call sex.

John Addington Symonds: *A Study in Modern Ethics* (1891, Neudruck o.O. 1931, S. 164)

Wer beiden Geschlechtern entstammt, enthält beide Geschlechter vereint.

Magnus Hirschfeld: *Leitsätze für den Ernst Haeckel-Saal im Institut für Sexualwissenschaft.* (In: *Unsere Arbeit*. Berlin 1924, S. 34)

1. VORBEMERKUNG

Die androzentrischen Vorurteile, die Charles Darwin mit den Naturwissenschaften seiner Zeit teilte, sind den kritischen Lesern seiner Werke bewusst. Dennoch haben es die Vertreter der feministischen und der zunehmend einflussreichen Gender- und Queer-Theorie weitestgehend vermieden, genauer zu untersuchen, wie sich Darwins Voreingenommenheit in dieser Hinsicht auf sein Gesamtwerk ausgewirkt hat.¹ Schwerer wiegt jedoch, dass sie versäumten, die Aspekte seines Denkens nachzuzeichnen und zu würdigen, die die tradierte Dichotomie der Geschlechter untergraben oder doch infrage stellen, auf denen sich – paradoxerweise – seine eigene misogynen Einstellung gründet. Die folgenden Bemerkungen, die dieser üblichen Vernachlässigung widersprechen wollen, gehen von der Annahme aus, dass Darwins Sicht der geschlechtlichen Variabilität die grundlegende Ideologie des phallokratischen Privilegs, die seine eigenen bahnbrechenden Einsich-

¹ Bezüglich der feministischen Rezeption Darwins hat die australische Philosophin Elizabeth Grosz in ihrem vielbeachteten Aufsatz von 1999 betitelt: »Darwin and Feminism: Preliminary Investigations for a Possible Alliance« (Australian Feminist Studies 14/29, S. 31-45) bedauert, dass »feminists have been so reluctant to explore the theoretical structure and details of one of the most influential and profound theoretical figures of the modern era, Charles Darwin.« Ferner konzediert sie: »It is not clear why Darwin [...] has been left out of feminist readings.« (Hier wird nach der Onlineversion, die unter dem Titel: »Darwin and Feminism: Preliminary Connections« erschienen ist, zitiert: <http://www.phaenex.uwindsor.ca/ojs/leddy/index.php/HRG/article/view/262/256>, S. 1. Gelesen am 14. März 2010) In dem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, dass zwei der wichtigsten neueren Enzyklopädien zu alternativen Sexualitäten keine Einträge zu Charles Darwin bieten: weder die von Wayne R. Dynes herausgegebene *Encyclopedia of Homosexuality* (2 Bände, New York & London 1990) noch *GLBTQ. An encyclopedia of gay, lesbian, bisexual, transgender & queer culture* (<http://www.glbtq.com>).

ten beschädigt, sozusagen von innen heraus hintertreibt.

2. ÜBER CHARLES DARWINS SEXOLOGISCHE WIRKUNGSGESCHICHTE

Ein Eintrag in Darwins *Ornithological Notes* belegt, dass er bereits 1835 begonnen hatte, über die Notwendigkeit nachzudenken, »die Beständigkeit der Arten [zu] untergraben«.² Als vierundzwanzig Jahre später *The Origin of Species*³ erschienen war, hatte Darwin damit nicht nur die Grundlagen überkommener Klassifikationen, sondern auch die Prämissen des binomischen Schemas sexueller Distribution erschüttert. Das theoretische Instrumentarium, das dieses kritische Unterfangen ermöglichte, ist in einem Satz enthalten, auf den Darwin sich an sechs Stellen der *Origin* bezieht und den er als den alten Grundsatz der Naturgeschichte bezeichnet: »Natura non facit saltum«⁴. Dank der Auflösung der Diskontinuitäten zwischen taxonomischen Gruppen sowie zwischen binomischen sexuellen Formationen innerhalb jeder Art, kam Darwin zu einem neuen Verständnis der dynamischen Komplexitäten von Genealogie und Geschlechtsunterschied. So wurde er zum entscheidenden Vorläufer der beiden bekanntesten Kritiker des binären sexualdistributiven Schemas im frühen zwanzigsten Jahrhundert: Magnus Hirschfeld, der deutsch-jüdische Sexologe (1868-1935) und Gregorio Marañón, der spanische Endokri-

² Nora Barlow: Darwin's Ornithological Notes, in: *Bulletin of the British Museum (Natural History), Historical Series 2* (1963), S. 262. – Zitiert aus Barlows Edition der *Notes* im Internet: <http://darwin-online.org.uk/content/frameset?viewtype=text&itemID=F1577&pageseq=:> »[...] undermine the stability of Species.« (Gelesen 26.9.09)

³ Der vollständige Titel: *On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life*. Im folgenden wird aus der Penguin Books Ausgabe der 1. Aufl. von 1859, London 1985, zitiert: *Origin* + Seitenzahl.

⁴ *Origin*, S. 223, 233, 236, 263, 435, 445.

nologe und Psychologe (1887-1960). Insbesondere seitdem deutlich wurde, dass Hirschfelds »Lehre von den sexuellen Zwischenstufen« mit ihrer Universalisierung sexueller Zwischenstufigkeit beim Menschen auf ihre Weise zentrale Positionen vorweg nimmt, die in den neueren Gender- und Queer-Studien vertreten werden, macht Darwins sexologische Wirkungsgeschichte eine neue Würdigung seiner zukunftsweisenden Einsichten erforderlich.

3. DARWIN'S NEUINTERPRETATION DER ALTEN IDEE DER BISEXUALITÄT

Während die Beziehungen zwischen Darwins Ansichten zu Naturkontinua und der postmodernen Kritik an geschlossenen Distributionsschemata der Sexualität kaum untersucht wurden, war sich die kritische Sexologie vor dem Zweiten Weltkrieg darüber im klaren, wie wichtig Darwins Evolutionstheorie für die eigenen Versuche war, sexuelle Differenz neu zu denken. So erwähnt Marañón am Anfang seiner klassischen Studie *La Evolución de la Sexualidad y los Estados Intersexuales* Darwins richtungweisende Rolle bei der Wiederbelebung der antiken Idee, nach der »das Männliche und das Weibliche keine völlig gegensätzlichen Wertigkeiten sind, sondern sukzessive Phasen in der Entwicklung einer einzigen Funktion: der Sexualität [...]«. ⁵ In grundsätzlicher Übereinstimmung damit wies Magnus Hirschfeld bei der Darstellung seines Konzepts der rein quantitativen Differenzen zwischen den Geschlechtern darauf hin, dass Darwin der erste Naturforscher gewesen sei, der »die Uridee der menschlichen Doppelgeschlechtlichkeit« erneuert habe, die die »Trümmer von Hellas und Rom« unter sich begraben hätten. ⁶ Aufgrund dieser Ideen-Restitution zählt Hirschfeld Darwin zu den »Wegbahner[n] zum zwanzigsten Jahrhundert«, die – wie Nietzsche, Freud, Dostojewski und Ibsen – das moderne Lebensgefühl ankündigten. ⁷

4. DARWIN'S VERSTÄNDNIS DER VARIABILITÄT ALS GRUNDCHARAKTERISTIKUM DER NATUR

Seiner Maxime entsprechend, dass »es immer sehr ratsam ist, unsere Unwissenheit deutlich zu erkennen«, ⁸

⁵ Gregorio Marañón: *La Evolución de la Sexualidad y los Estados Intersexuales*. Segunda Ed. Madrid 1930, S. 1: »[...] lo masculino y lo femenino no son dos valores terminantemente opuestos, sino grados sucesivos del desarrollo de una función única, la sexualidad [...]«. Hervorhebung im Original.

⁶ Vgl. Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde. Band 1: Die körperseelischen Grundlagen*. Stuttgart 1926, S.485; hier zitiert: *GK1* + Seitenzahl.

⁷ *GK1*, S. 234 f. – Hirschfeld nennt auch den Zoologen, Freidenker und Darwin-Popularisator Ernst Haeckel (1834-1919).

⁸ Charles Darwin: *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren (The Expression of the Emotions in Man and Animals, 1872.)* Krit. Ed., Einl.,

erinnert Darwin daran, dass die grundlegende Tatsache der Vielfalt des Lebendigen in einer Art von theoretischem Chiaroscuro verharrt, das irgendwo zwischen einer allumfassenden, aber letztlich unergründlichen Natur und den Fakten, die mittels der Gesetzmäßigkeiten der biologischen Wissenschaften erforscht werden können, zu lokalisieren wäre.

So stellt er einerseits fest, dass »die Natur die Organisation [der Lebewesen] beeinflusst und [deren] Variabilität bewirkt« ⁹, dass »unsere Unkenntnis der Gesetze der Variation groß ist« ¹⁰ und dass »wir keine Ahnung von den Ursachen der geringfügigen und unerheblichen Variationen haben« ¹¹. Andererseits postuliert er, dass »die natürliche Selektion nichts bewirken kann, bevor nicht zufällig nützliche Varianten auftreten« ¹²; und wendet das gleiche Prinzip auf die Eingriffsmöglichkeiten des Menschen an, wenn er bemerkt, dass die Züchtung durch den Menschen nur aus »den Varianten, die die Natur ihm bereitstellt« ¹³ auswählen kann. Mit diesen Präzisierungen beleuchtet Darwin den epistemischen Status der zentralen Annahmen, auf denen seine Theorie der natürlichen Selektion basiert. Obwohl der kumulative Effekt der Selektion sich als »bei weitem die vorherrschende Kraft« ¹⁴ erweist, bleibt diese Variabilität letztlich, wie es in *The Descent of Man* heißt, »unabhängig von der Selektion«. ¹⁵ Während die Zuchtwahl und die anderen Gesetze der Evolution Mittel darstellen, um den natürlichen Wandel zu lenken, konstituiert die Variabilität den durchgehenden *conatus* zur Diversifikation, der, genau genommen, sich dem Netzwerk der Gesetzmäßigkeiten entzieht, welches nur die spezifischen Bahnen bestimmt, in denen Variabilität moduliert wird. Vor diesem Hintergrund zeichnet Darwins *Origin* die zunehmende Intelligibilität des Werdens in der Natur nach, die vom Überreichtum ihrer Variationsmöglich-

Nachw. u. Komm. von Paul Ekman. Übersetzt von J. V. Carus & U. Enderwitz. Frankfurt 2000, S. 75. Das Original lautet: »[...] it is always advisable to perceive clearly our ignorance.« (Charles Darwin: *The Expression of the Emotions in Man and Animals*. Chicago & London 1965, S. 67.)

⁹ *Origin*, S. 441: »[...] nature acts on the organization [of organic beings], and causes variability.«

¹⁰ *Origin*, S. 202: »Our ignorance of the laws of variation is profound.«

¹¹ *Origin*, S. 226: »We are profoundly ignorant of the causes producing slight and unimportant variations [...]«

¹² *Origin*, S. 210: »[...] natural selection can do nothing until favourable variations *chance* to occur [...]« Hervorhebung JEB.

¹³ *Origin*, S. 441: »[...]the variations given to him by nature [...]«

¹⁴ *Origin*, S. 100: »[...] by far the predominant Power.«

¹⁵ Charles Darwin: *The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex*. With an Introduction by J. Tyler & R. M. May. Princeton, NJ 1981, Vol.1, S. 398: »[...] independent of it [i.e. selection].« Hier zitiert: *Descent* + Band- und Seitenzahl.

keiten zu den Prinzipien immer größerer struktureller Komplexität führt, welche der Entstehung menschlichen Individuallebens zugrunde liegt.

5. DARWIN ALS HERAKLITISCHER DENKER

In unabsichtlicher Übereinstimmung mit Captain Robert Fitzroy und der Mannschaft der »Beagle«, die schon früh auf ihrer epochemachenden Expedition Darwin einen »Philosophen«¹⁶ nannten, sah Magnus Hirschfeld den Naturforscher zu allererst als den Wiederentdecker der Heraklitischen »Anschauung, daß die Welt nicht ein Sein, sondern ein Werden, daß in ihr nur das Unbeständige beständig sei [...]: πάντα ρεῖ = alles fließt.«¹⁷ Im gleichen Gedankengang begrüßte Hirschfeld Darwins anti-biblische Überwindung der »Annahme der Unveränderlichkeit und der Unabhängigkeit alles Erschaffenen voneinander«¹⁸ und bekannte sich zu dem Einfluss, den Darwins konzeptuelle De-Metaphorisierungen¹⁹ auf seine eigenen Versuche ausübte, die theologischen Einmischungen in der Erforschung des Geschlechtslebens zu überwinden. Angesichts des Ursprungs »der Worte natura von nasci und physis von φύω = entstehen«²⁰ macht sich Hirschfeld Darwins ausdrückliche Absicht zu eigen, »jede Hervorbringung der Natur als ein historisches Phänomen«²¹ zu betrachten. Als Monist in der philosophischen Tradition von Giordano Bruno und Baruch de Spinoza war Hirschfeld gewiss empfänglich für Darwins radikale Historisierung der Natur, die in der Einsicht gipfelt, dass der unbändige Variationsdrang »noch in unserer Gegenwart wirkt.«²² Aus Darwins Annahme, »dass jede natürliche Anordnung genealogisch sein muss«²³, schloss Hirschfeld, dass das geschichtlich sanktionierte Verständnis der geschlechtlichen Differenz durch nichts in der prä-humanen Genealogie der Sexualität gerechtfertigt werden könne.

6. ZWISCHENSTUFEN BEI DARWIN UND HIRSCHFELD

Sich gegen die kreationistische Annahme von strukturellen Unterbrechungen zwischen den Perioden, in denen die verschiedenen taxonomischen Gruppen auf-

¹⁶ Vgl.: Charles Darwin: *The Autobiography of Charles Darwin, 1809-1882*. With original omissions restored. Ed. with Appendix by Nora Barlow. New York & London 1969, S. 75; sowie: Cyril Aydon: *A Brief Guide to Charles Darwin. His Life and Times*. Philadelphia, PA 2008, S. 64.

¹⁷ Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde. Band 2: Folgen und Folgerungen*. Stuttgart 1928, S. 538; zitiert: GK2 + Seitenzahl

¹⁸ GK2, S. 538.

¹⁹ Vgl. *Origin*, S. 456.

²⁰ GK2, S. 538.

²¹ *Origin*, S. 456: »[...] regard every production of nature as one which has had a history [...].«

²² *Origin*, S. 343: »[...] still acting round us [...].«

²³ *Origin*, S. 434: »[...] that an arrangement is only so far natural as it is genealogical. «

traten, wendend, impliziert Darwins »großes Prinzip der Abstufung«²⁴ eine Ontologie der kontinuierlichen Entwicklung lebender Körper, in der »Variation geringe Abänderungen bewirkt, Fortpflanzung diese nahezu unendlich vervielfältigt und natürliche Selektion mit untrüglicher Sicherheit jede Verbesserung ausliest.«²⁵ Um diesen Gedanken zu verdeutlichen, wählt Darwin in seinen *Notebooks* die Metapher vom »Korallenriff des Lebens«²⁶ oder auch die vom »großen Baum des Lebens«²⁷, den wohl am häufigsten zitierten Ausdruck aus *Origin*. Beide Tropen bezeichnen ein System miteinander vernetzter Lebewesen, dessen innere Instabilität auf das unaufhörliche Auftreten neuer, kaum wahrnehmbarer, voneinander differierender Merkmale zurückzuführen ist, denen die Gesetze des biologischen Wandels höchstens eine ungefähre Richtung der evolutionären Entwicklung gewähren. Da solch eine große Instabilität zu einem extrem langsamen Auftreten von gemeinsamen Merkmalen unter individuellen Charakteren, Varietäten, Subspezies und Spezies führt, vermischen sie sich »miteinander in einer kaum wahrnehmbaren Serie, [die] dem Geist den Eindruck eines tatsächlichen Übergangs vermittelt.«²⁸ Damit erweisen sich die feststellbaren Veränderungen »in unmerklichen Schritten«²⁹ als eindruckliche Illustrationen zu Heraklits Ontologie der Natur, welche Hirschfeld zufolge den Kern der Darwinschen Revolution ausmacht. Dieser allgemeine theoretische Bezugsrahmen ermöglicht es Hirschfeld, Darwins Schlüsselbegriff der »intermediate gradations«³⁰ (auch »intermediate forms«³¹ oder »varieties«³²) zu übernehmen.³³ Die Relevanz dieses Terminus in Hirschfelds Œuvre zeigt sich nicht nur in dem Ausdruck »sexuelle Zwischen-

²⁴ *Origin*, S. 248: »[...] great principle of gradation [...].«

²⁵ *Origin*, S. 219: »[...] variation will cause the slight alterations, generation will multiply them almost infinitely, and natural selection will pick out with unerring skill each improvement. «

²⁶ *Charles Darwin's Notebooks, 1836-1844. Geology, Transmutation of Species, Metaphysical Enquiries*. Transcribed and ed. by P. H. Barrett [u.a.] Ithaca, NY 1987, S. 177: »[...] coral of life [...].« Zitiert: *Notebooks* + Seitenzahl.

²⁷ *Origin*, S. 172: »[...] the great Tree of Life [...].«

²⁸ *Origin*, S. 107: »[...] into each other in an insensible series [that] impresses the mind with the idea of an actual passage. «

²⁹ *Origin*, S. 220: »[...] by insensible steps. «

³⁰ *Origin*, S. 103 u.ö.

³¹ *Origin*, S. 198 u.ö.

³² *Origin*, S. 292 u.ö.

³³ [Anm.d.Übers.: Während der erste Übersetzer ins Deutsche, Heinrich Georg Bronn, 1860 neben den Ausdrücken »vermittelnde Varietäten«, »Zwischenformen« und »Zwischen-Varietäten« häufig auch »Zwischenstufen« verwendet, sind in der 1963er Übersetzung von Carl W. Neumann (Reclams Universal-Bibliothek) die Zwischenstufen verschwunden. Es gibt nur noch »Übergangsformen«, »Zwischenvarietäten«, »Übergangsvarietäten« u.dergl.]

stufenlehre«, der den systematischen Kern seiner Sexologie benennt,³⁴ sondern auch im programmatischen Titel der Zeitschrift, die er zwischen 1899 und 1923 herausgab: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*. Gregorio Marañón war sich dieser Korrespondenzen und historischen Bezüge bewusst, als er im Titel der ersten beiden Auflagen seines sexologischen Hauptwerkes den entsprechenden kastilischen Ausdruck »estados intersexuales« verwendete.³⁵

7. LÜCKENSCHLUSS ZWISCHEN DEN ARTEN

In einer Passage, welche die Hauptthesen von *Origin* zusammenfasst, hebt Hirschfeld den folgenden Satz besonders hervor: »Eine unendliche Liebeskette erstreckt sich von jedem von uns bis zum ersten Erwachen des Lebens.«³⁶ Diese allgegenwärtige Verwandtschaft bewirkt Eros, der zusammenhält, was der poetisch aufgeladene Passus am Schluss von *Origin* »die endlosen Formen« des Lebens nennt.³⁷ Diese prägnante Charakterisierung vorwegnehmend, betont Darwin immer wieder in seinem Buch die »wahrhaft enorme«³⁸ Zahl der Zwischenformen, die »endlosen« strukturellen Abweichungen³⁹ sowie »die kaum merklichen, nahezu unendlich vielfältigen Veränderungen«⁴⁰.

³⁴ Dass Hirschfelds Lehre von den sexuellen Zwischenstufen den Kern seiner Sexologie bildet, wurde erst in jüngster Zeit gewürdigt. Vgl.: J. Edgar Bauer: Magnus Hirschfeld: Der Sexualdenker und das Zerrbild des Sexualreformers, in: *Capri* 37 (Mai 2005), S. 5-18; Onlineversion: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/bauer21.htm>; J. Edgar Bauer: Die Devise und ihr Nachklang. Zur allerneuesten Fortsetzung der Nicht-Rezeption von Magnus Hirschfelds sexueller Zwischenstufenlehre, in: *Capri* 39 (Oktober 2006), S. 7-26; Onlineversion: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/devise.htm>.

³⁵ Gregorio Marañón: *Los Estados Intersexuales en la Especie Humana*. Madrid 1929; 2. Aufl., Madrid 1930 u.d.T.: *La Evolución de la Sexualidad y los Estados Intersexuales*. – Der Text der 2. Aufl. ist im Band 8 von Marañóns *Obras completas* (Madrid 1972), S. 499-710 erneut abgedruckt.

³⁶ *GK2*, S. 541 f.: »Darwin selbst war in seinem Hauptwerk, dessen genauer Titel lautet: »Über die Entstehung der Arten durch natürliche Züchtung oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein«, auf Grund zwanzigjähriger Forschungsarbeit zu dem Ergebnis gekommen, daß der Stammbaum jedes lebenden Wesens nicht nur bis zu dem ersten Individuum seiner Art, beim Menschen also nicht nur bis zum ersten Menschenpaar zurückreicht, sondern daß alle Geschöpfe der Erde, alle Pflanzen, Tiere und Menschen gemeinsam von einfacheren Urformen bis schließlich der einfachsten Urform – einem Schleimklümpchen – abstammen, aus denen sie sich nach feststehenden (heute noch gültigen) Naturgesetzen ganz allmählich entwickelt hätten; eine unendliche Liebeskette erstreckt sich von jedem von uns bis zum ersten Erwachen des Lebens.«

³⁷ *Origin*, S. 460: »[...] endless forms [...].«

³⁸ *Origin*, S. 292: »[...] truly enormous.«

³⁹ *Origin*, S. 75: »[...] endless.«

gen«⁴⁰. Im Hinblick auf die graduelle Diversifikation des Lebens, die die Variabilität hervorbringt, postuliert Darwin in *The Descent of Man* unzweideutig nicht nur die Auflösung der Einteilung der »gesamten organischen Welt in drei Reiche, Mensch, Tier und Pflanze«⁴¹, sondern auch die Auflösung der »Menschenrassen als distinkte Spezies, [da] es graduelle Übergänge zwischen ihnen gibt.«⁴² Weil diese taxonomische Verflüssigung die grundlegende Behauptung stützt, dass der Mensch »nicht das Recht hat, Objekten Namen geben, die er nicht definieren kann«⁴³, formuliert Darwin seine zentrale anti-anthropozentrische These folgendermaßen: »In einer Reihe von Formen, die kaum merklich von den affenartigen Geschöpfen zum Menschen, wie er heute existiert, fortschreitet, erscheint es unmöglich, einen Punkt zu bestimmen, von dem an der Ausdruck »Mensch« anzuwenden wäre.«⁴⁴ Auf der Basis dieser systematischen Annahme argumentiert Darwin dahingehend, dass das Kontinuitätsprinzip nicht allein die diachrone Beziehung der menschlichen Art in der Generationenfolge bestimmt, sondern auch die synchrone Organisation der Bisexualität als allgemeine Eigenschaft der Art. Vor diesem Hintergrund erscheint Sexualität als der eigentliche Knotenpunkt, an dem sich das Kontinuum der variierenden Formen des Lebens in der Evolution mit der sexuellen Abstufung der Individuen innerhalb einer Art im Rahmen der männlich-weiblichen Bipolarität überschneidet.

8. AUFLÖSUNG DES HIATUS ZWISCHEN DEN GESCHLECHTERN

Als das hauptsächliche Destabilisierungsprinzip der Natur legt Darwins Variationsprinzip die Fiktionalität der angenommenen Lücken zwischen den genealogischen und sexuellen Gruppen offen und verweist zugleich auf die fundamentale Einheitlichkeit der ontologischen und phylogenetischen Entfaltung des Lebens. Was die Sexualität anbelangt, so wird diese Einheitlichkeit garantiert, indem alle Charaktere eines Geschlechts »im anderen als bloßes Rudiment vorhanden sind«⁴⁵. Folglich kennzeichnet Variabilität die individuellen Sexualitäten auf den verschiedenen Beschreibungsebenen, besonders auf jenen, die die sekundären Ge-

⁴⁰ *Origin*, S. 219: »[...] the slight alterations [...] multipl[ied] [...] almost infinitely [...].«

⁴¹ *Descent 1*, S. 186: »[...] the whole organic world into three kingdoms, [i.e.] the Human, the Animal, and the Vegetable [...].«

⁴² *Descent 1*, S. 226: »[...] the races of man as distinct species [since] they graduate into each other [...].«

⁴³ *Descent 1*, S. 227: »[...] has no right to give names to objects which he cannot define.«

⁴⁴ *Descent 1*, S. 235: »In a series of forms graduating insensibly from some ape-like creature to man as he now exists, it would be impossible to fix on any definite point when the term »man« ought to be used.«

⁴⁵ *Descent 1*, S. 30: »[...] represented in the other by a mere rudiment.«

schlechtsmerkmale betreffen, die, wie Darwin unterstreicht, »höchst variabel«⁴⁶ sind. Des weiteren argumentiert Darwin, dass der Embryo »ein gewissermaßen von der Natur bewahrtes Abbild eines alten und wenig abgewandelten Zustands des Tieres«⁴⁷ sei, und folgert, dass die komplexe Variabilität der Sexualität vom Modus bestimmt wird, wie die Konstitution der Individuen ihre Abstammung von »einem extrem frühen Vorfahren des gesamten Wirbeltierreichs, der anscheinend hermaphroditisch oder androgyn gewesen war«,⁴⁸ replizieren. Da »die Menschen ständig individuelle Unterschiede in allen Teilen des Körpers und in den mentalen Fähigkeiten aufweisen«⁴⁹, überbrücken die unterschiedlichen Abstufungen, in denen sich die Rudimente des einen Geschlechts im jeweils anderen auf den vielfältigen Beschreibungsebenen zeigen, durch ein Abstufungskontinuum der Formen den Hiat, den das dichotome Schema der Sexualdistribution postuliert. Dass »die Natur [...] in kleinsten und langsamsten Schritten fortschreitet«⁵⁰, impliziert in Hinblick auf die Sexualität sowohl die Aufhebung der uralten Annahme zweier wechselseitig exklusiver Geschlechter als auch die Unwiederholbarkeit individueller Sexualkonstitutionen innerhalb des Naturkontinuums. Grundsätzlich bestätigt und expliziert die evolutionäre Demontage der sexuellen Binariät, die aus den Grundannahmen von *Origin* folgt, Darwins frühe, diesbezügliche Einsichten. Denn in seinen *Notebooks* aus der Zeit um 1838 postulierte Darwin nicht nur, dass »gewiss jedes Tier hermaphroditisch ist«⁵¹, sondern noch präziser, dass »jeder Mann und jede Frau ein Hermaphrodit ist«⁵².

⁴⁶ *Descent 1*, S. 259: »[...] eminently variable.«

⁴⁷ *Origin*, S. 338: »[...] a sort of picture, preserved by nature, of the ancient and less modified condition of each animal.«

⁴⁸ *Descent 1*, S. 207: »[...] some extremely remote progenitor of the whole vertebrate kingdom [that] appears to have been hermaphrodite or androgynous.« Ferner lenkt er durchgängig in seinem Werk die Aufmerksamkeit auf Sachverhalte, die von *Mammæ erraticæ* in der Welt der subhumanen Säuger bis zu milchgebenden Brustdrüsen beim menschlichen Männchen reichen (z.B. in *Origin*, S. 428 f. und *Descent 1*, S. 125, 130, 209). In diesem Kontext zitiert er in *Descent 1*, S. 109 in einem Abschnitt über die Variabilität der Eingeweide ein bezeichnendes Diktum des Anatomen Caspar Friedrich Wolff (1733-1794): »Nulla particula est quæ non aliter et aliter in aliis se habeat hominibus.« Als Quelle nennt er: »Act. Acad. St.Petersburg, 1778, part ii, p. 217.«

⁴⁹ *Descent 2*, S. 386: »[...] man incessantly presents individual differences in all parts of his body and in his mental faculties.«

⁵⁰ *Origin*, S. 223 f.: »[...] Nature [...] must advance by the shortest and slowest steps.«

⁵¹ *Notebooks*, S. 380 [Notebook D (1838), No. 154]: »Every animal surely is hermaphrodite [...].«

⁵² *Notebooks*, S. 384 [Notebook D (1838), No. 162]: »Every man & woman is hermaphrodite [...].«

9. HIRSCHFELD UND DAS SEXUALKONTINUUM

In Entsprechung zu Darwins Rekurs auf den »alten Kanon«⁵³ der Naturgeschichte nahm auch Hirschfeld an, das ubiquitäre Naturkontinuum sei der eigentliche ontologische Hintergrund, der es erlaubt, die im Laufe der Kulturgeschichte unterschiedlich isolierten und gruppierten Sexualvarietäten als das zu betrachten, was sie eigentlich sind: Transitionen des Sexuellen. Die Reichweite dieser Annahme wird deutlich, wenn Hirschfeld seiner Schrift *Geschlechts-Übergänge* (1905) folgende Sentenz aus den *Nouveaux essais* von Gottfried Wilhelm Leibniz voranstellt: »Tout va par degrés dans la nature et rien par sauts.«⁵⁴ Nach Erwähnung weiterer Quellen zu diesem Naturprinzip⁵⁵ betont Hirschfeld, dass dessen »ganz eminente Bedeutung auch zurzeit noch nicht voll gewürdigt ist«⁵⁶. Diese Bemerkung und der Umstand, dass Hirschfeld unter denen, die in der Vergangenheit diese Sentenz gebrauchten, Darwin nicht nennt, legen nahe, dass Darwin (der 1882 starb) für Hirschfeld (der 1868 geboren wurde) zu sehr Zeitgenosse war, um für ihn als historische Quelle dieser Sentenz zu gelten. Gleichwohl muss es Hirschfeld, der ein aufmerksamer Darwin-Leser war und als junger Student von Arnold Dodels Buch *Moses oder Darwin*⁵⁷ tief beeindruckt war, bewusst gewesen sein, dass sein geistiger Held sich auf eine Variante von Leibniz' Satz mehrere Male in *Origin* berufen hatte. Das Fehlen des Namens Darwin auf der Liste der Quellen, die die Namen Johann Amos Comenius und Carl von Linné enthält, wird zudem durch die herausragende Relevanz, die Hirschfeld dem Darwinischen Konzept des sexuellen Kontinuums und der von der hermaphroditischen Erbschaft bedingten Variabilität beimisst, mehr als ausgeglichen. Auch wenn Hirschfeld nachdrücklich die sexologische Bedeutung

⁵³ *Origin*, S. 223, 233: »[...] old canon [...].«

⁵⁴ Hirschfeld: *Geschlechts-Übergänge. Mischungen männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere (Sexuelle Zwischenstufen)*. 2. Aufl. Leipzig 1913, Titelblatt. – Die Sentenz findet sich in: Leibniz: *Die philosophischen Schriften*. Bd 5. Hildesheim & New York 1978, S. 155.

⁵⁵ Auf dem Titelblatt schreibt Hirschfeld das französische Zitat nicht allein Leibniz zu, sondern auch, nicht ganz korrekt, dem tschechischen Philosophen, Theologen und Pädagogen Johann Amos Comenius (1592-1670) sowie dem schwedischen Botaniker und Zoologen Carl von Linné (1707-1778). In einer Fußnote zum Text präzisiert Hirschfeld dahingehend, dass das Axiom »natura non fecit saltus« nicht aus der Antike stamme, sondern sich erstmals in Linnés *Philosophia botanica* (1751) finde. Ferner erklärt er, dass Leibniz' Satz letztlich auf das Comenius-Diktum von 1613 »Natura in operibus suis non facit saltum« verweist (vgl. Hirschfeld: *Geschlechts-Übergänge*, a.a.O., S. 17 f.).

⁵⁶ Hirschfeld: *Geschlechts-Übergänge*, a.a.O., S. 18.

⁵⁷ Vgl. *GK2*, S. 291. – Irrtümlich nennt Hirschfeld hier den Autor »Adolf Dodel« statt Arnold Dodel. Dodels Buch erschien 1889 in Zürich unter dem Titel: *Moses oder Darwin. Eine Schulfrage. Allen Freunden der Wahrheit zum Nachdenken vorgelegt*.

von Darwins Evolutionsbiologie betonte, übersah er seine Zurückhaltung bei der Artikulation der sexualkritischen Konsequenzen, die aus seinen bahnbrechenden Einsichten zu ziehen waren, sicherlich nicht. So hebt Hirschfeld um so deutlicher hervor, dass seine eigene Lehre von den sexuellen Zwischenstufen die zwingende und explizite Konsequenz darstellt, die aus Darwins epochemachender Infragestellung des binomischen Sexuelschemas folgt.⁵⁸

10. HIRSCHFELDS UNIVERSALISIERUNG DER SEXUELLEN ZWISCHENSTUFIGKEIT

In *Sappho und Sokrates*, seiner ersten sexologischen Abhandlung von 1896, ordnet Hirschfeld »die rein biologische, nicht pathologische (krankhafte) Auffassung der Liebe zum eigenen Geschlecht«⁵⁹ in ein festes Schema ein. Dieses Schema ist zwar nicht völlig neu, aber doch theoretisch ambitionierter als die entsprechenden Versuche seiner Vorgänger.⁶⁰ Dabei ging Hirschfeld weit über eine bloße Normalisierung des dritten Geschlechts als Naturgegebenheit hinaus, indem er die allgemein-menschliche Anwendbarkeit seiner künftigen *sexuellen Zwischenstufenlehre* anvisiert. Die Grundgedanken in Darwins Sexualauffassung resümierend, verweist Hirschfeld nicht nur auf die Theorie der Wiederholung der Phylogenese in der Ontogenese, sondern auch auf die ursprüngliche bisexuelle Disposition, deren Spuren oder »Residuen« bereits auf der physiologischen Ebene nachzuweisen

⁵⁸ Zur Interpretation der Lehre Hirschfelds als Kritik an geschlossenen Schemata der Sexualdistribution vgl.: J. Edgar Bauer: Der Tod Adams. Geschichtsphilosophische Thesen zur Sexualemanzipation im Werk Magnus Hirschfelds, in: *100 Jahre Schwulenbewegung*. Hrsg. von Manfred Herzer. Berlin 1998, S. 15-45. Revidierte Onlinefassung von 2009: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/bauer10.htm>.

⁵⁹ Th. Ramien [d.i. Magnus Hirschfeld]: *Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?* Leipzig 1896, S. 27.

⁶⁰ Dass Hirschfeld wichtige Einsichten von seinen Vorgängern übernahm und dass seine Geschlechtskunde daher eine eigene Vorgeschichte hat, tangiert die Originalität seiner *sexuellen Zwischenstufenlehre* mit ihren folgenreichen anthropologischen Implikationen nicht. Um diese Eigenständigkeit angemessen zu würdigen, sollte man berücksichtigen, dass Hirschfelds Lehre nicht bloß graduell gestufte Sexualitäten zwischen dem »normalen« Mann und der »normalen« Frau postuliert. Vielmehr versteht er *alle* Menschen als intersexuelle Positionen im sexuellen Naturkontinuum. Zur detaillierten Analyse einiger Aspekte dieses Sachverhalts vgl.: J. Edgar Bauer: Über Hirschfelds Anspruch. Eine Klarstellung, in: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, Nr. 29/30 (Juli 1999), S. 66-80. Revidierte Onlinefassung von 2009: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/bauer05.htm>; und: J. Edgar Bauer: Magnus Hirschfeld: per scientiam ad justitiam. Eine zweite Klarstellung, in: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, Nr. 33/34 (Dezember 2002), S. 68-90. Onlinefassung von 2009: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/bauer06.htm>.

sind: »Jeder Mann behält seine verkümmerte Gebärmutter, den Uterus masculinus, die überflüssigen Brustwarzen, jede Frau ihre zwecklosen Nebenhoden und Samenstränge bis zum Tode.«⁶¹ In Analogie dazu argumentiert Hirschfeld, dass auch in den »seelischen Centralstellen der Geschlechtsempfindung [...] Residuen des zum Untergang bestimmten Triebes zurückbleiben [...]«⁶² Aus der Grundeinsicht, dass »[i]n der Uranlage [...] alle Menschen körperlich und seelisch Zwitter [sind]«⁶³, folgert Hirschfeld, dass die unerschöpfliche sexuelle Vielfalt nicht auf qualitativen, sondern auf quantitativen Differenzen beruht, die dadurch bestimmt werden, wie die primäre Sexualdisposition auf Prozesse reagiert, die ihre Entwicklung entweder hemmen oder befördern. Ferner weist Hirschfeld darauf hin, dass der Zeitpunkt der Entwicklung einzelner sexueller Differenzen um so später anzunehmen ist, je signifikanter der Einfluss des nicht zur vollen Ausprägung gelangten Geschlechts ist.⁶⁴ Demnach treten graduelle Abweichungen weniger häufig bei primären, häufiger bei sekundären und sehr häufig bei tertiären Geschlechtsmerkmalen auf, wie die oft vorkommenden Fälle von Sexualorientierungen zeigen, die von der vorgeblichen Norm abweichen. Auf diesen »Abweichungen« basierend, demaskiert Hirschfeld die vermeintliche Natürlichkeit des binomischen Sexual-Hiatus als ungerechtfertigte Verschleierung der unendlichen Übergangsformen der Sexualität, die entsprechend den überall vorhandenen Natur-Kontinua zur Entfaltung kommen.⁶⁵

11. GREGORIO MARAÑÓN ÜBER INTERSEXUALITÄT ALS MENSCHHEITSÜBEL

Mit *Sappho und Sokrates* begründete Hirschfeld seine Sicht des Menschen als sexuelle Zwischenstufe. Die Ausarbeitung dieser Thematik erstreckt sich über einen Zeitraum von drei Jahrzehnten und gipfelt in Hirschfelds fünfbandigem Opus magnum *Geschlechtskunde* (1926-1930). Gregorio Marañón hingegen widmet nur zwei seiner zahlreichen Werke der theoretischen und ärztlichen Behandlung sexueller Zwischenstufigkeit: einen Essay von 1926 *Educación Sexual y Diferenciación Sexual* und den Band *Los Estados Intersexuales en la Especie Humana* (1929, 2. Aufl. 1930).⁶⁶ Seine Argumentation und die zitierten Quellen legen den Schluss nahe, dass Marañón Hirschfelds Werk und

⁶¹ Hirschfeld: *Sappho und Sokrates* (wie FN 59), S. 10.

⁶² Hirschfeld: *Sappho und Sokrates* (wie FN 59), S. 10 f.

⁶³ Hirschfeld: *Sappho und Sokrates* (wie FN 59), S. 9 f.

⁶⁴ Vgl.: Magnus Hirschfeld: *Die Kenntnis der homosexuellen Natur eine sittliche Forderung*. Charlottenburg-Berlin 1907, S. 22.

⁶⁵ Vgl.: J. Edgar Bauer: 43.046.721 Sexualtypen: Anmerkungen zu Magnus Hirschfelds Zwischenstufenlehre und der Unendlichkeit der Geschlechter, in: *Capri* Nr. 33 (Dezember 2002), S. 23-30. Revidierte Onlinefassung von 2009: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/bauer18.htm>.

⁶⁶ Vgl. FN 35.

speziell die Lehre von den sexuellen Zwischenstufen sorgsam rezipiert hat. Die Begrenztheit des Hirschfeldschen Einflusses zeigt sich aber schon an Marañóns »Gesetz der Konstanz von der intersexuellen Prädisposition beim Menschen«⁶⁷, dem ein den Grundprämissen Hirschfelds völlig entgegengesetztes Werturteil zugrunde liegt. Denn während Hirschfeld von einer Steigerung der Diversität und Komplexität sexueller Zwischenstufigkeit durch die Entwicklung von Kultur und individueller Kreativität ausgeht, hält Marañón die Intersexualität für einen gattungsgeschichtlichen Überrest und für eine Art Mahnmal, das an ein Übel aus frühen Zeiten der Menschheitsentwicklung erinnert. So versteht er die allgemeine menschliche Bisexualität »als eine Zwischenform der Entwicklung, [...] als ein Stadium, das zukünftig verschwinden wird, sofern nicht die Menschheit diesen fortschrittlichen Naturimpuls behindert.«⁶⁸ Darüber hinaus präzisiert Marañón: »Intersexualität ist ein Übel der Gattung und kein Gebrechen des Individuums«,⁶⁹ wobei er ihre Überwindung als eine notwendige Bedingung für das Erreichen dessen betrachtet, was er als Telos der menschlichen Sexualität postuliert. Er konzidiert zwar, dass sexuelle Zwischenstufigkeit unstreitig ein biopsychisches Faktum innerhalb der animalischen Natur des Menschen bildet, die Richtung der Evolution beweist ihm jedoch »ein Streben zum Ziel einer immer größeren Präzision der Geschlechtertrennung, so dass Männer immer männlicher und Frauen immer weiblicher werden.«⁷⁰

12. MARAÑÓN'S RESTAURATION DER BINOMISCHEN SEXUALITÄT

Entsprechend Darwins und Hirschfelds Einsichten in das Sexualkontinuum hebt Marañón bezüglich der Intersexualität hervor, dass »es viele Nuancen gibt, die uns die verschiedenen Abstufungen in der geschlechtlichen Individualität verdeutlichen.«⁷¹ Obwohl sein

⁶⁷ Marañón: *La Evolución de la Sexualidad y los Estados Intersexuales* (wie FN 35), S. 200: »[...] ley de la constancia de la predisposición intersexual en la especie humana.« Hervorhebung im Original.

⁶⁸ Marañón: *Educación Sexual y Diferenciación Sexual* [1926], in: Marañón: *Tres Ensayos sobre la Vida Sexual*. 5. ed., Madrid 1929, S. 178: »[...] como una forma intermedia del desarrollo [...]; como un estado [...] que desaparecerá en el porvenir si los hombres no entorpecemos el impulso progresivo de la naturaleza.«

⁶⁹ Marañón: *La Evolución de la Sexualidad y los Estados Intersexuales* (wie FN 35), S. 250: »La intersexualidad es un mal de la especie, no un mal del individuo.« Hervorhebung im Original.

⁷⁰ Marañón: *La Evolución de la Sexualidad y los Estados Intersexuales* (wie FN 35), S. 237: »[...] la aspiración a una diferenciación sexual cada vez más precisa: que el hombre sea [...] cada vez más hombre; y la mujer, cada vez más mujer.« Hervorhebung im Original.

⁷¹ Marañón: *Educación Sexual y Diferenciación Sexual* (wie FN 68), S. 184: »[...] hay muchos matices que nos indican

Satz: »Kaum jemand ist ein absoluter Mann oder eine Frau im absoluten Sinn«⁷², eine leichte Einschränkung der Universalisierung der sexuellen Zwischenstufigkeit impliziert, folgt klar aus seinen Grundannahmen, dass sexuierte Wesen ausnahmslos »eine Mischung somatischer und funktionaler Charaktere beider Geschlechter sind, wenn auch mit deutlichem Übergewicht des einen über das andere«⁷³. In dem Zusammenhang vertritt Marañón die Ansicht, dass die allgemeine menschliche Intersexualität ein biologisches Merkmal des postlapsarischen Menschen darstellt. Trotz seiner modernistischen Selbststilisierung ist Marañón unzweifelhaft der christlichen Lehre verpflichtet, wenn er erläutert, was aus seiner Sicht die Sünden des Fleisches eigentlich sind. Er betont diesbezüglich, dass die Neigung zu denselben weniger vom real existierenden anderen Geschlecht bestimmt wird, sondern eher vom Vorhandensein im Körper und in der Seele eines jeden Individuums von Spuren des konträren Geschlechts, welche die Reinheit des vorherrschenden und genuinen Geschlechts beeinträchtigen. Wie Marañón des weiteren erklärt, das residuale Geschlecht »geht mit uns, unser eigenes Sein durchdringt und als unsichtbarer Dämon auf allen unseren Wegen Fallen stellt für die Rechtschaffenheit unserer Instinkte.«⁷⁴ So bestätigt Marañón die von Darwin und Hirschfeld vertretene Auffassung sexueller Zwischenstufigkeit innerhalb des Naturkontinuums, auch wenn er darin nur einen Ausgangspunkt künftiger evolutionärer Verbesserung der Gattung sieht. Letztlich anvisiert Marañón somit eine Naturteleologie der Sexualität, der zufolge die gegenwärtig erkennbare Komplexität menschlicher Sexualorganisation einst durch das disjunktive Prinzip zweier, wechselseitig exklusiver Geschlechter ersetzt wird. In der Absicht, den »sexuellen Fortschritt der Menschheit«⁷⁵ zu befördern, plädiert Marañón dafür, das Geschlechtsleben »durchschaubarer und einfacher«⁷⁶ zu machen,

gradaciones diferentes en la individuación de los sexos [...].«

⁷² Ebenda, S. 172: »[...] casi nadie es hombre absoluto, ni mujer en absoluto.« Hervorhebung JEB.

⁷³ Ebenda: »Es siempre una mixtura de los caracteres somáticos y funcionales de los sexos, si bien con enorme predominio de uno sobre otro.«

⁷⁴ Ebenda, S. 169: »[...] va con nosotros, infiltrado en nuestro propio ser, y, como un duende invisible tiende a cada paso trampas a la rectitud de nuestro instinto.« Da diese gespenstischen Männer oder Frauen – und nicht die real existierenden aus Fleisch und Blut – zu Leid und Sünde verführen (»[...] los que nos conducen al dolor y al pecado [...]«), schlägt der Sexologe eine Strategie vor, die entweder das wahre legitime Geschlecht kräftigt, oder den Feind vernichtet: »Entweder die Maus selbst töten oder die Katze auf ihre Spur setzen; das Resultat wird das gleiche sein« (»[...] o matar al ratón o adiestrar al gato; el resultado será el mismo. Ebenda, S. 191).«

⁷⁵ Ebenda, S. 215: »[...] el progreso sexual de la Humanidad.«

⁷⁶ Ebenda, S. 180: »[...] más diáfana y más simple.«

und verkündet in deutlicher Sprache einen universellen sexuellen Imperativ: »Tötet das Phantasma des anderen Geschlechts, das alle in sich tragen.«⁷⁷ Bezeichnenderweise basiert die Forderung nach einer derart drastischen Korrektur auf der unbegründeten Annahme, dass Homosexualität im Tierreich sehr häufig sei, aber »immer seltener wird, je mehr wir uns der Gattung Mensch nähern«.⁷⁸ Auf der gleichen Argumentationslinie liegt Marañóns Versuch, seine abwegige Auslegung der Geschichte der Sexualität mit der Behauptung zu untermauern, dass die Homosexualität »wie alle anderen abartigen Manifestationen der Liebe täglich seltener wird«.⁷⁹

13. MARAÑÓN UND OTTO WEININGERS TELEOLOGIE DER MÄNNLICHKEIT

Unter Hinweis auf die Häufigkeit der Androgynie und des dritten Geschlechts in der antiken Kunst und Literatur unterstreicht Marañón,⁸⁰ dass erst im neunzehnten Jahrhundert die empirische Sexualforschung zu erkennen begann, dass das Geschlechtsleben sich nicht allein in binären Organisationsmustern realisiert. Um dies zu verdeutlichen, beruft sich Marañón nicht nur auf die Autorität Charles Darwins, sondern auch auf die des österreichischen Philosophen Otto Weininger (1880-1903), dessen Buch *Geschlecht und Charakter* (1903) allgemein als die Hauptquelle des philosophischen Anti-Feminismus im zwanzigsten Jahrhundert gilt. Im ersten Teil seiner Abhandlung entwickelte Weininger seine Kontinuitätsthese und die damit zusammenhängende Annahme radikaler Vielfalt der Sexualkonstitution des Menschen als Naturgegebenheit.⁸¹ Im zweiten Teil jedoch, der sich mit den ethischen Dimensionen menschlicher Sexualität befasst, stellt Weininger die alte Sexualbinarität wieder her, indem er eine ontologische Hierarchie einführt, welche

⁷⁷ Ebenda, S. 216: »[...] matad al fantasma del otro sexo que cada cual lleva dentro [...]«.

⁷⁸ Ebenda, S. 185: »[...] es menos frecuente a medida que nos acercamos al hombre.«

⁷⁹ Ebenda: »[...] ésta, como todas las demás manifestaciones aberrantes del amor, disminuyen cada día.«

⁸⁰ Vgl. ebenda, S. 170-172.

⁸¹ Vgl.: Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. München 1980 [zuerst Wien & Leipzig 1903]. Weiningers Dekonstruktion der dichotomischen Sexualität im Sinne Hirschfelds steht am Anfang eines ambitionierten Projekts, das im ersten Satz der Einleitung so benannt wird: »Dieses Buch unternimmt es, das Verhältnis der Geschlechter in ein neues Licht zu rücken.« (S.V) Weininger stützt sich zunächst auf die Evidenz der Naturbeobachtung, die die Unzulänglichkeit des binomischen Schemas zeigt, doch gleich nachdem er die beunruhigende Konsequenz der radikalen sexuellen Diversität anvisiert hat, wird die Richtung der Argumentation geändert und die traditionelle Sexualbinarität als ein asymmetrisches Distributionsschema neu definiert, das auf die männliche Idee der Überwindung der Sexualität zugunsten der Transzendenz zentriert ist.

die Weiblichkeit der Idee einer männlichen Suprematie unterordnet.⁸² Marañón distanziert sich zwar von den »pathologischen und antifeministischen«⁸³ Seiten in Weiningers Denken, nichtsdestoweniger postuliert er Männlichkeit als den eigentlichen *terminus ad quem* der Entwicklung beider Geschlechter und vertritt somit eine lediglich abgeschwächte Version der in Verruf geratenen Weinigerschen Apotheose des Virilen.⁸⁴ Zur Erläuterung seiner kaum verhüllten paternalistischen Vorstellung, dass Frauen »große Ideen, aber noch längere Haare«⁸⁵ haben sollten, führt Marañón aus, dass »die ›Überwindung der Weiblichkeit durch Männlichkeit‹ ein transzendentes Phänomen mit unterschiedlicher Chronologie in jedem Geschlecht [sei]: im männlichen Geschlecht geschieht das während der Pubertät, im weiblichen während des Klimakteriums.«⁸⁶ Gemäß der inneren Logik seines fraglichen Schemas erklärt Marañón, dass »Weiblichkeit [...] ein Übergangszustand zwischen Adoleszenz und Männlichkeit

⁸² Der argumentative Aufbau des Buches führt somit von der bio-psychologischen Variabilität vom »Geschlecht« zum Postulat des »Charakters« als eines Prinzips, das die Einheit der Naturvielfalt begründet. Diese Progression erklärt die Doppelstruktur des Buches: Während der erste Teil, der den Titel »Die sexuelle Mannigfaltigkeit« trägt, die Geschlechtsunterschiede innerhalb eines allgegenwärtigen Naturkontinuums erklärt, vereinheitlicht der zweite Teil, der mit dem Titel »Die sexuellen Typen« versehen ist, die Naturdiversität, indem eine Sexualhierarchie aufgestellt wird, die vom männlichen trans-empirischen Charakter reguliert wird. Entsprechend der aristotelischen Prämisse, nach der es keine Wissenschaft des Individuellen geben kann, verweist Weininger darauf, dass, genau genommen, die empirische Wissenschaft der Psychologie nur deshalb auf die Frau angewendet werden kann, weil sie nur über eine defizitäre Individualität verfügt. Im Fall des höchst individualisierten Typs »Mann« jedoch ist kein bloß wissenschaftliches, sondern ein von Kant inspiriertes transzendentalphilosophisches Begriffs-instrumentarium erforderlich. Vom Ziel der Argumentation Weiningers aus betrachtet, legt demnach seine »Theorie von den sexuellen Zwischenstufen« (*Geschlecht und Charakter*, S. 11) die nicht-hierarchisierte, biologische Basis zu einer transzendentalen Reetablierung des Binominalschemas innerhalb eines hierarchisch strukturierten Systems philosophischer Befreiung.

⁸³ Marañón: *Educación Sexual y Diferenciación Sexual* (wie FN 68), S. 180: »[...] patológico y antifeminista [...]«.

⁸⁴ Marañóns Forderung nach Vertiefung der Kluft zwischen den wechselseitig exklusiven Geschlechtern folgt also seiner Feststellung des naturgegebenen Sexualkontinuums und konstituiert nur den ersten Schritt in seiner Argumentation zur Befestigung der Männlichkeitsteologie in jedem der beiden Pole der Sexualbinarität.

⁸⁵ Marañón: *Educación Sexual y Diferenciación Sexual* (wie FN 68), S. 212: »[...] ideas largas, pero cabellos más largos todavía.«

⁸⁶ Marañón: *La Evolución de la Sexualidad y los Estados Intersexuales* (wie FN 35), S. 241: »[...] la ›superación de la feminidad por la virilidad‹; fenómeno transcendente, cuya cronología difiere en cada sexo: en el masculino ocurre en la pubertad; en el femenino, en el climaterio.«

ist« und dass »Männlichkeit den Endzustand der sexuellen Evolution darstellt.«⁸⁷ Weil Mann und Frau ihre Männlichkeit auf jeweils eigene Weise realisieren, erweisen sich die Geschlechter als »zugleich verschiedenen und gleich: gleich, da sie keine gegensätzlichen Qualitäten, sondern Phasen der gleichen Evolution verkörpern; verschieden, da sie unveränderliche Positionen in einer sukzessiven Einordnung einnehmen.«⁸⁸ Trotz seines unübersehbaren Darwinismus fällt Marañón zurück auf eine *teleologische* Hierarchisierung des binomischen Sexualgegensatzes, die unbestreitbar Darwins Grundannahme widerspricht, dass »es nicht mehr Absichtlichkeit in der Variabilität des organischen Lebens zu geben scheint, [...] als in den Richtungen, in die der Wind weht.«⁸⁹ Mit seiner asymmetrischen Axiologie der Sexualitätsdichotomie setzt sich Marañón in Widerspruch nicht nur zum offenen und unvorhersehbaren Grundzug Darwinscher Variabilität, sondern auch zum Prinzip der unwiederholbaren Einzigartigkeit sexueller Übergangsformen, das aus Hirschfelds Auffassung universeller sexueller Zwischenstufigkeit folgt.

14. DARWINS HIERARCHISIERUNG DER SEXUALITÄT

Im Hinblick auf die Vorrangstellung, die die Menschheit sich selbst im Reich des Lebendigen zuerkennt, bemerkt Darwin, dass »wäre der Mensch nicht sein eigener Klassifikator, so würde er nie auf die Idee kommen, eine separate Ordnung aufzustellen, um sich darin unterzubringen.«⁹⁰ Geht er jedoch an die Beurteilung des männlichen Anspruchs auf angeborene Vorzüge gegenüber den Frauen, dann zeigt sich Darwin kaum zu einer vergleichbaren Strategie (selbst)kritischer Analyse geneigt. Während er immerhin essentialistische Untertöne vermeidet, die seine grundlegende Historisierung der Natur kompromittieren könnten, bekräftigt er zugleich alte antifeministische Vorurteile und schreibt beispielsweise: »Der Mann ist letztlich der Frau überlegen geworden.«⁹¹ Obwohl es auf den ersten Blick so aussehen könnte, als würde Hirschfeld an einigen verstreuten Stellen in seinem Werk mit

⁸⁷ Ebenda, S. 247 f.: »La feminidad es [...] una etapa intermedia entre la adolescencia y la virilidad. La virilidad es una etapa terminal en la evolución sexual.« Hervorhebung im Original.

⁸⁸ Ebenda, S. 248: »[...] a la vez, diferentes e iguales; iguales porque no son valores antagónicos, sino fases de una misma evolución; diferentes, por su inmodificable colocación en un orden sucesivo.«

⁸⁹ Charles Darwin: *The Autobiography of Charles Darwin, 1809-1882* (wie FN 16), S. 87: »There seems to be no more design in the variability of organic beings [...], than in the course which the wind blows.«

⁹⁰ *Descent 1*, S. 191: »If man had not been his own classifier, he would never have thought of founding a separate order for his own reception.«

⁹¹ *Descent 2*, S. 328: »[...] man has ultimately become superior to woman.« Hervorhebung JEB.

Darwins Vorstellung von männlicher Überlegenheit übereinstimmen⁹², schließt seine Lehre von den sexuellen Zwischenstufen grundsätzlich eine Männlich/Weiblich-Hierarchisierung aus, da sie mit der einzigartigen Mischung männlicher und weiblicher Komponenten in der gesamten sexuellen Ausstattung eines jeden menschlichen Individuums unvereinbar wäre. Hirschfeld war sich darüber im Klaren, dass ein rein männlicher Mann und eine rein weibliche Frau *contra naturam*, also ein Monstrum wäre, und vertrat darum ein radikal de-hierarchisierendes, egalitäres Programm sexueller Emanzipation, das aus prinzipiellen Gründen Darwins milde evolutionstheoretische Subordination der Weiblichkeit ebenso zurückweist wie Marañóns Männlichkeits-Apotheose. In konsequenter Beachtung des Darwinschen Prinzips der androgynen Variabilität löst Hirschfeld mit seiner sexuellen Zwischenstufenlehre die pseudo-naturalistische Fixierung der Weiblichkeit auf und anvisiert die Ziele der sexuellen Befreiung jenseits von ideologischen Ansprüchen einer binären Sexualität und ihrer begrenzten Ad-hoc-Ergänzung durch Konstruktionen eines dritten Geschlechts.⁹³

15. DARWIN UND DIE URSPRÜNGE DER SEXUELLEN POST/MODERNE

Indem Darwin zugibt, er habe den Menschen »mit einem Stammbaum von erstaunlicher Länge, aber nicht von nobler Qualität«⁹⁴ versehen, bot er einen wichtigen Hinweis zum Verständnis der ambitionierten Reichweite seines doppelt dekonstruktiven Entwurfs. Einerseits zielt sein argumentativer Vorstoß zur Verbindung des Menschen mit anderen Quadrumanen durch ihre gemeinsame Abstammung von einem niederen affenartigen Wesen auf seine am meisten beachtete Leistung: der Sturz der Menschengattung vom isolierten Gipfel der Schöpfung. Andererseits ist dieser Aspekt seiner kritischen Genealogie eingebettet in einen Rahmen, der alle Wirbeltiere mit einem »hermaphroditischen oder androgynen« Vorfahren verbind-

⁹² Etwa *GKI*, S. 487: »Immerhin läßt sich nicht in Abrede stellen, daß selbst bei ganz ruhiger Abwägung ohne jede Voreingenommenheit eine Reihe von Erfahrungstatsachen vorliegen, die auf eine geistige Unterlegenheit des Weibes hinzuweisen scheinen.« In den folgenden Ausführungen relativiert Hirschfeld jedoch diese Behauptung, indem er soziale und kulturelle Bedingungen nennt, welche die Frau benachteiligen und sie an der adäquaten Entwicklung ihrer Möglichkeiten hindern.

⁹³ Zur Verbindung zwischen Hirschfelds kritischen Bemühungen und emanzipatorischem Engagement vgl.: J. Edgar Bauer: *Gender and the Nemesis of Nature: On Magnus Hirschfeld's Deconstruction of the Sexual Binary and the Concept of Sexual Human Rights*, in: A. Hodzic & J. Postic (eds.): *Two Is Not Enough for Gender (E)quality*. Zagreb 2006, S. 153-171. Revidierte Onlinefassung von 2009: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/bauer07e.htm>.

⁹⁴ *Descent 1*, S. 213: »[...] a pedigree of prodigious length, but not [...] of noble quality.«

det.⁹⁵ Aus Darwins umstürzender Neufassung der Wirbeltier- und Primaten-Taxonomie lässt sich tatsächlich eine nachhaltige Demontage des binomischen Schemas der Sexualdistribution ableiten, das vornehmlich auf die sexual-reproduktiven Merkmale des Individuums fokussiert ist und jene Komplexität vernachlässigt oder ignoriert, die aus den phylogenetischen Residuen der hermaphroditischen Herkunft des Menschen resultieren. Im Gegensatz zur üblichen Nichtbeachtung des Sexualkontinuums stellt der breite Rahmen von Darwins kritischer Genealogie die reduktionistische Sexualdichotomie der post-hermaphroditischen Tiere in Frage. Gemäß dieser Annahme schließt »das große Prinzip der Abstufung«⁹⁶, das durch Variabilität wirkt, die Kluft zwischen den Arten sowie den Hiatus zwischen den binomischen Geschlechtern und erweist sich damit als der ubiquitäre Nexus, der den »Baum des Lebens« zusammenhält. Da Hirschfeld die Bedeutung von Darwins Sicht der androgynen Variabilität für seine eigene libertäre Sexologie früh erkannte, bezog er seit 1896 einen »phylogenetischen« Standpunkt, der letztlich alle geschlossenen Schemata der Sexualdistribution hin zu einer spezifisch modernen Konzeption der Sexualitäten aufbrach, die so zahlreich sind wie die tatsächlich existierenden Individuen. Entsprechend seiner monistischen Weltanschauung war Hirschfelds tiefes und radikales Verständnis der Sexualdiversität unterlegt mit einer Brunoschen und Spinozistischen Konzeption einer stets schöpferischen *natura naturans*, die die ungerechtfertigte kreationistische Enge zugunsten der tatsächlichen Potentialität des Lebens aufsprengt.⁹⁷

16. ÜBER DARWINS ANTI-ESSENTIALISTISCHEN NATURALISMUS

Hirschfelds Lehre von den sexuellen Zwischenstufen nimmt die Grundsatzkritik heutiger Gender- und Queer-Studies an geschlossenen Sexualdistributionen vorweg. Ferner legt diese frühe Kritikversion eine weitgehend unbeachtete Verbindung zwischen der erkenntnistheoretischen Fundierung dieser Disziplinen und Darwins Einsichten in die Komplexität der sexuellen Variabilität nahe. Dessen unerachtet setzen die meisten Autoren zur Gender- und Queer-Theorie die Tradition des Foucaultschen Unbehagens mit der bio-

⁹⁵ *Descent I*, S. 207: »[...] hermaphrodite or androgynous.«

⁹⁶ *Origin*, S. 248: »[...] the great principle of gradation [...]«

⁹⁷ Zur Interpretation von Hirschfelds Verständnis der jüdischen Tradition und der Beziehungen zu seinem übergreifenden philosophischen Monismus und Naturalismus vgl.: J. Edgar Bauer: »Ahasverische Unruhe« und »Menschheitsassimilation«: Zu Magnus Hirschfelds Auffassung vom Judentum, in: Elke-Vera Kotowski & Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Der Sexualreformer Magnus Hirschfeld (1868-1935)*. Berlin 2004, S. 271-291. Onlinefassung von 2009: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/bauer16.htm>.

logischen Verankerung der Sexualitätsdiskurse⁹⁸ fort und haben oftmals Hirschfelds Universalisierung sexueller Zwischenstufigkeit keine Beachtung geschenkt. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis angebracht, dass William B. Turner in seinem Buch *A Genealogy of Queer Theory* die bemerkenswerte Behauptung aufstellt, dass die philosophische Relevanz von »queerness« nicht in der bloßen Kritik an dem Inhalt bestimmter Kategorien besteht, sondern darin, dass die Frage nach dem erkenntnistheoretischen Status von Kategorien per se gestellt wird.⁹⁹ Trotz des programmatischen Titels seines Buches übersieht Turner jedoch die *genealogische* Tatsache, dass bereits Magnus Hirschfeld zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Kategorisierungsverfahren der Sexualwissenschaft erschüttert hat und dabei dem Paradigmenwechsel gefolgt ist, den die Evolutionstheorie und die philosophischen Prämissen von Friedrich Nietzsches anti-idealistischen Dekonstruktionen vorgezeichnet hatten. Wenn Gender- und Queer-Theoretiker die grundlegenden Übereinstimmungen zwischen der Hirschfeldschen Konzeption potentiell unendlicher, kategorial nicht subsumierbarer Sexualitäten und der postmodernen Demontage identitätsfixierenden Sexualkategorien ignorieren, so tragen sie kontraproduktiv zur Festigung der de-naturalisierenden Beliebigkeit eines »Geistes« bei, den bereits Nietzsche denunziert hatte. Da die Gender- und Queer-Studien bisher versäumten, die anti-essentialistische Stoßrichtung von Darwins Naturalismus zur Kenntnis zu nehmen, haben sie ebenso eklatant übersehen, dass *The Origin of Species* den Beginn der sexuellen Moderne markiert.

Frühere Fassungen dieses Beitrags wurden auf zwei Konferenzen vorgetragen: *Darwin's Reach. A Celebration of Darwin's Legacy Across Academic Disciplines* (Hofstra University, Hempstead, NY, USA, 12.-14.3. 2009) und *(Dis)entangling Darwin. Cross-Disciplinary Reflections on the Man and his Legacy* (Universidade do Porto, Portugal, 4.-5.12. 2009). Die Übersetzung ins Deutsche erstellte die Capri-Redaktion unter Mitwirkung des Verfassers.

⁹⁸ Es ist vermutlich kein Zufall, wenn einer der unergiebigsten Abschnitte von Michel Foucaults *Histoire de la sexualité* mit »Scientia sexualis« überschriebene ist. Dort erinnert er daran, dass Autoren wie Richard von Krafft-Ebing, Albert Moll und Havelock Ellis die Initiatoren eines »grande archive des plaisirs du sexe« (Michel Foucault: *Histoire de la sexualité I: La volonté de savoir*. Paris 1976, S. 85) gewesen sind. Bezeichnenderweise aber unterlässt er es, Magnus Hirschfelds sexualtaxonomische Dekonstruktionen zu erwähnen, die auf einer sorgfältigen Beobachtung des menschlichen Körpers beruhen und seine Ausführungen über das unklassifizierbare sexuierte Individuum einleiten.

⁹⁹ Vgl. William B. Turner: *A Genealogy of Queer Theory*. Philadelphia 2000, S. 8.

Grasblätter-Lese, Calamus Cluster

Anmerkungen zur neuen Walt-Whitman-Ausgabe

Die neue Übersetzung von Walt Whitmans *Leaves of Grass* von Jürgen Brôcan, jetzt präziser mit *Grasblätter* wiedergegeben, wurde bereits mehrfach gelobt, gewürdigt und gepriesen (vgl. *Literaturen, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Neue Zürcher Zeitung am Sonntag, Süddeutsche Zeitung, Neue Zürcher Zeitung*). In der Tat hat Brôcan als erster dieses Gründungswerk der modernen US-amerikanischen Dichtung vollständig ins Deutsche übertragen – basierend auf der sog. Totenbett-Ausgabe – und macht damit ältere Teilübersetzungen¹ obsolet. Die detaillierten Anmerkungen (S. 777-843), die auf von Whitman immer wieder neu ergänzte und überarbeitete Verse wie auch gestrichene Passagen verweisen und damit den Charakter der *Leaves of Grass* als ›work in progress‹ im wörtlichen Sinne unterstreichen, sowie das kompakte, kenntnisreiche, exzellent recherchierte Nachwort (S. 845-860) sind Beleg genug dafür, dass jetzt eine mustergültig besorgte Ausgabe vorliegt.

Ein Vergleich der diversen deutschen Übersetzungen ist allein schon wegen des gründlichen Charakters und des Umfangs der Neuausgabe unangemessen. Im folgenden sollen denn auch, beispielhaft, lediglich einige Beobachtungen zu wenigen Songs aus dem Calamus-Abschnitt festgehalten werden; sie mögen die Schwierigkeiten bzw. Klippen andeuten, mit denen Übersetzer von Whitmans freien Versen, seiner ausufernd-mäandernden Prosa in Gedichtsform, konfrontiert waren. So stehen der Griffigkeit des Englischen (geringe Silbenzahl der einzelnen Wörter; Wortstellung; wenige Komposita) gänzlich andere deutsche Sprachregeln und Sprechrhythmen gegenüber.

In »In paths untrodden«, dem programmatischen Eingangsgedicht zum Calamus Cluster, dem 39 Gedichte umfassenden Abschnitt der *Grasblätter*, der Whitman seinerzeit den Vorwurf der Obszönität eintrug, bekennt dieser:

»Resolv'd to sing no songs to-day but those of manly attachment, / Projecting them along that substantial life.«

¹ Walt Whitman: *Grasblätter*. Nach der Ausgabe von 1891-92 erstmals vollständig übertragen und herausgegeben von Jürgen Brôcan. München 2009. 877 Seiten. – Die nachstehenden Ausführungen, die sich nur auf den Calamus-Abschnitt beziehen, berücksichtigen Eduard Bertz (10 vollständige Calamus Songs sowie drei Teilübersetzungen; hier nach: E.B. »WW – Ein Charakterbild«. 1905 / vgl. meinen Artikel in diesem Heft S. XX ff.); Johannes Schlaf (11 Songs; hier nach: WW. *Grashalme*. Leipzig [1907]); Hans Reisiger (25 Songs; hier nach: WW. *Grashalme* [1922]. Zürich 1985).

Bei Bertz, der von diesem Gedicht nur die zweite Hälfte übersetzte, heißt das:

»Entschlossen, heute keine anderen Lieder zu singen als solche von männlicher Neigung, / Entsende ich sie in die Wirklichkeit des Lebens.«

Reisiger macht daraus:

»Entschlossen, keine andern Lieder heute zu singen als die von männlicher Freundschaft, / Sie auszusenden in dieses leibhaftige Leben.«

Brôcan hingegen sagt:

»Entschlossen, heute keine anderen Lieder zu singen als die Lieder von männlicher Zuneigung, / Schleudere ich sie hinaus in dieses leibhaftige Leben.«

Statt zaghaftem Ent- oder Aussenden geht es 2009 also bildhaft-kräftig-eindeutig um ein Hinausschleudern – einer lyrischen Ejakulation oder Geburt nicht unähnlich, letztere assoziiert durch die wenige Zeilen weiter stehende Zeitangabe »Nine-month« (des 41. Lebensjahres des Dichters, d.i. 1860): von Reisiger und Brôcan mit »Neuntem Monat«, von Bertz hingegen kühn-befremdlich mit »köstlichem Herbstmond« wiedergegeben.

Und welcher Voraussetzung bedarf es »to celebrate the need of comrades«, wie es in der originalen Schlusszeile heißt? Die Übersetzungen bieten an:

»Zu feiern das Sehnen nach Kameradschaft« (Bertz);

»Zu feiern das Bedürfnis nach Kameraden« (Reisiger);

»Das Bedürfnis nach Kameraden zu feiern« (Brôcan).

Das lyrische Ich bewegt sich »In paths untrodden (...) / Escaped from the life that exhibits itself, / From all the standards hitherto publish'd, from the pleasures, profits, conformities« – in Reisigers Worten:

»Auf unbegangenen Pfaden (...) / Dem Leben ent-schlüpft, das sich zu Markte trägt, / Allen geltenden Regeln, Vergnügungen, aller Gewinnsucht, allem, was sich nach anderen richtet« – in Brôcans Worten:

»Auf unbetretenen Pfaden (...) / Entflohen einem Leben, das sich selbst zur Schau stellt, / Entflohen allen bis heute verbreiteten Regeln, Lüsten, Profiten, Anpassungen.«

Lautmalerisch-etymologisch genau wird aus »untrodden« bei Brôcan »unbetreten«; sein »zur Schau stellen« ist eine genaue Entsprechung von Whitmans »exhibit« und kennzeichnet heutige öffentliche Verhältnisse, gleichsam eine TV-Reality-Show evozierend, die uns vorgibt, was Leben(digkeit) zu sein hat. Reisigers »Leben, das sich zu Markte trägt«, wirkt auf den ersten Blick veraltet, doch ist die implizierte Vermarktung nicht weit von der Zurschaustellung und Selbstentblößung entfernt. Während Whitman es beim

einmaligen »escaped« bewenden lässt, aber das dazugehörige »from« dreimal benutzt und damit für Nachdruck wie auch Klarheit sorgt, wiederholt Brôcan das »Entflohen« und knüpft mit einem Dativ an, wodurch rein grammatisch und dank Interpunktion – Aufzählung, durch Komma getrennt – der Eindruck entsteht, dass bis heute Lüste, Profite, Anpassungen verbreitet seien; dabei sind sie es, auf die sich der Fluchtgedanke bezieht. Eine Petitesse, ein Lektoratsproblem, eine übersetzungstechnisch-dichterische Freiheit? Apropos: Wie könnte die deutsche Entsprechung lauten z.B. zu den obigen Alliterationen *published, pleasures, profits*?

Um Nuancen – oder mehr? – geht es auch in »Whoever you are holding me now in hand«, ein Gedicht über Nähe und Liebe; Eigen-Sinn und Sinn für den anderen; Abstand-, gar Abschiednehmen: »Wer immer du bist«, fragt Schlaf; etwas vorsichtiger Reisiger: »Wer du auch seist«; deutlicher, scheinbar fordernder Brôcan: »Wer du auch bist« – alle dann: »der mich jetzt in Händen hält« und, nach Whitmans Warnung »I am not what you supposed, but far different« nahezu gleichlautend:

»Ich bin nicht, was du angenommen hast, sondern ganz etwas andres« (Schlaf und Reisiger) / »sondern vollkommen anders« (Brôcan).

Dann kommen zwei irritierende Fragen: »Who is he that would become my follower? / Who would sign himself a candidate for my affections?«

Schlaf und Reisiger formulieren beide: »Wer ist es, der mir folgen will? / Wer will sich selbst als den bezeichnen, der nach meiner Liebe strebt?« (Schlaf) bzw. »Wer will sich Bewerber um meine Liebe nennen?« (Reisiger); hingegen schreibt Brôcan: »Wer ist es, der mir nachfolgen möchte? / Wer möchte sich Anwärter auf meine Liebe nennen?«

Im Anwärter steckt das Warten(können), ein Prärequisit jeder Liebe, während den Bewerber das Werben, ein Aktivsein, auszeichnet – zwei Haltungen, die sich vordergründig ausschließen; Brôcans Version ist eindeutig der Vorzug zu geben. Hingegen: sind »affections« mit »Liebe« gleichzusetzen, sprich hier: zu übersetzen? Es sind erst einmal Gefühlsregungen, Zuneigungen, ein Jemandem-Gewogen-Sein. Und was hat es mit dem »follower« auf sich? Keiner der drei Übersetzer scheint an den Anhänger, den Jünger, den Schüler gedacht zu haben – Brôcans »nachfolgen« lässt stärker das rein Zeitliche anklingen, kaum jedoch das Gleichtun, In-die-Fußstapfen-Treten, Weiterentwickeln. Ein »follower« ist kein »successor«.

Das lyrische Ich bittet im folgenden: »release me«; bei Schlaf wird daraus: »laß mich noch«; bei Reisiger: »lass von mir«; bei Brôcan: »lass mich jetzt« – hier hätte letzterer eindeutiger sein dürfen, im Sinne von: lass mich in Ruhe, oder: lass mich los, oder: lass mich frei, oder: lass mich so wie ich bin. »Entlass mich«, hier: aus der (eingebildeten? empfundenen? erlebten?) Enge eines Liebeszweierbundes – das wäre ein starkes

Wort, aber eines, das Whitmans Intention wohl am ehesten entspräche, sagt er doch lange vor dem am Ende des Gedichtes wiederholten »release me« und dem bereits an anderer Stelle verlangten »depart on your way«:

»I will certainly elude you, / Even while you should think you had unquestionably caught me« –

»[I]ch werde dir entschlüpfen, zweifellos, / Sogar wenn du glaubst, du hättest mich fraglos gefaßt« (Brôcan; nahezu gleichlautend Schlaf und Reisiger).

Die Schlusszeile – »Therefore release me and depart on your way« – lautet bei allen dreien gleich: »Deshalb lass mich und geh deines Weges«. Apropos: Brôcan bekennt in seinem Nachwort, dass er sich nicht gescheut habe, gute, sprich: seiner Ansicht nach nicht verbesserbare Übersetzungen, wo sinnvoll, zu übernehmen; daraus spricht Respekt und Anerkennung der Leistung seiner Vorgänger.

Abschließend sei eines der kürzeren Lieder aus dem Calamus Cluster vollständig angeführt, eines von insgesamt rund 400 der *Grasblätter*-Sammlung, von ferne an Martin Luther Kings berühmte Rede »I have a dream« erinnernd. Knapp hundert Jahre vorher, 1860, entwarf Whitman eine Utopie *en miniature*, möglicherweise als vorweggenommene Reaktion auf die Spannungen, die sich nur ein Jahr später mit Beginn des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und den Südstaaten entladen sollten, ein Konflikt, den Whitman als Lazarethhelfer erlebte:

»I dream'd in a dream I saw a city invincible to the attacks of the whole of the rest of the earth, / I dream'd that was the new city of Friends, / Nothing was greater there than the quality of robust love, it led the rest, / It was seen every hour in the actions of the men of that city, / And in all their looks and words.«

Bertz übersetzt wie folgt: »Ich träumte einen Traum von einer Stadt, die dem Ansturm der ganzen Welt unbesieglich standhielt. / Ich träumte, dies sei die neue Stadt der Freunde, / Nichts größeres gab es in ihr als die kraftvolle Liebe, die alles übrige beherrschte: / Zu jeder Stunde war sie in allem Tun der Bürger dieser Stadt offenbar / Und in jedem ihrer Blicke und Worte.«

Bei Schlaf heißt es: »Einen Traum träumte ich und sah in ihm eine Stadt, unüberwindlich den Angriffen der ganzen übrigen Erde; / Und ich träumte, dies sei die neue Stadt der Freunde. / Nichts war dort größer als die Eigenschaft starker Liebe; alles regierte sie. / Stündlich nahm man sie wahr in den Handlungen der Bewohner jener Stadt / Und in all ihren Blicken und Worten.«

Reisiger übersetzt: »Ich träumte einen Traum, ich sähe eine Stadt, unüberwindlich den Angriffen der ganzen übrigen Erde, / Ich träumte, das sei die neue Stadt der Freunde, / Nichts Größeres gab es dort, als die Fähigkeit zu kraftvoller Liebe, sie führte alles, / Sie offenbarte sich jegliche Stunde in allem Tun der Menschen dieser Stadt / Und in all ihren Blicken und Worten.«

Schließlich Brôcan: »Ich träumte einen Traum, ich sähe eine Stadt, unbesiegbar unter den Attacken der ganzen übrigen Welt, / Ich träumte, dies wäre die neue Stadt der Freundschaft, / Nichts dort war größer als die Fähigkeit zu robuster Liebe, sie führt* alles, / Sie zeigte sich zu jeder Stunde in den Handlungen der Menschen in dieser Stadt / Und in allen ihren Blicken und Worten«.

Es ist ein eigenartig schwebendes Gedicht – inhaltlich gesehen: Um welchen Ansturm, um welche Angriffe, um welche Attacken könnte es sich handeln? Wer sollte dies ausführen, und warum? Die ganze Welt, oder nur die ganze übrige Erde? Alle und alles also gegen diese eine Stadt der Freunde, der Freundschaft – weil sie sich auszeichnet durch eine Eigenschaft: starke, kraftvolle, robuste, und es wäre zu ergänzen: ausdauernde, stabile, selbstbewusste, widerstandsfähige Liebe. Sich ihrer sicher zu sein ruft selbstverständlich Neider mit Zerstörungswünschen auf den Plan; auf ihr eine neue Polis zu gründen macht sie, und darin mag

die Utopie bestehen, unbesiegbar, unüberwindlich – physisch gesprochen – oder unerschütterlich – psychisch gesprochen. Letzteres ist unserer Ansicht nach das tragende Element: wie anders sonst sind die Worte »it led the rest« zu verstehen, geht es doch nicht um beherrschen (Bertz), um regieren (Schlaf), um führen (Reisiger und Brôcan). Allenfalls führte oder leitete sie, die Freundschaft oder die Liebe, an; besser wäre: ging voran, zeigte oder wies den Weg – nämlich hin zu einer Gesellschaft, die mit den bestens eingeübten Machtspielen und gewalttätigen Konfliktlösungen bricht. Das mag utopisch bleiben, gewiss; Whitman ging – und wies uns – einen lyrisch radikal neuen Weg, den auf »untrodnen paths« zu verfolgen und dabei um aufregende Einblicke und Lesemomente bereichert zu werden uns Jürgen Brôcan dank seiner immensen Übersetzungsarbeit angenehm erleichtert.

* Ein Korrektorsfehler: es muss eindeutig »führte« (»led« bei Whitman) heißen.



← Auch bei der Polizei wurde der Copri der ersten Generation als Einsatzfahrzeug in Dienst gestellt.



Gibt es auch weniger schöne Dinge auf Capri?

Es muss ganz ehrlich gesagt werden, dass im Hauptort Capri authentisches Dorfleben nicht einmal mehr simuliert wird. Da, wo es zum Beispiel in Apulien einen Bäcker oder Metzger gibt, da ist auf Capri eine Boutique ganz genau wie an der Zürcher Bahnhofstrasse, nur ein bisschen sehr viel teurer, aber dafür auch mit Zeugs, das sich Ihnen garantiert nicht aufdrängt. Auf Capri sind also nicht nur die Menschen, sondern auch Dinge höflich. Auch gibt es im Hauptort eine wunderbare Piazza, auf der Sie abends, wenn sich die Tagestouristen verzogen haben, Limoncello trinken können und darüber nachdenken, warum die besten Dinge im Leben eben keine Dinge sind.

redaktion@dasmagazin.ch

Leseempfehlung!

WASTUN?

*Spazieren, lesen, ein Boot
mieten, baden,
tanzen im ANIMAE CORE
animaecore.com*

Schwalbenblättchen

~~Capri~~ Capri : alles über das legendäre Sportcoupé / Bernd Tuchen. -
München : GeraMond, 2009. - 86 S. : zahlr. Ill. ; 29 cm
Angaben zum Inhalt &urlein;http://d-nb.info/991876261/04&urlaus;
ISBN 978-3-7654-7716-4 Gewebe : EUR 19.95 (DE), EUR 20.60
(AT), sfr 35.90 (freier Pr.)
Best.-Nr. 7716
EAN 9783765477164
SW: Ford Capri ; Geschichte 1968-1986
DDC: 629.2222

DN: 09,A21,0908
09,N03,1172

31563

DBN: 99.187626.1 © XA-DE-BY
SG: 620;796